

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXVI • Heft 2 • Winter 2023

- Albert Weber** **Dracula auf Wallfahrt in Rom?**
Eine umstrittene deutsche Quelle zur Italienreise Vlad des Pfählers
im Jubeljahr 1475
- Galina Corman** **Die Bulgaren Bessarabiens**
Das Bulgaren-Bild in der russischen Reiseliteratur im 19. Jahrhundert
- Jan Pruschke** **Eine Minderheit im Fokus des konsolidierenden Nationalstaates**
Fürst Alexandru Ioan Cuza und die rumänischen Juden
- Johann Wellner** **Clacă, Ocol und Mămăligă**
Sprachkontakt in den deutschböhmisches Dialekten der Bukowina
- Jan-Michael Dauner** **Das Ulmer Donauschwabenufer**
Ein Denkmal zwischen Meistererzählung, Religion und Politikum
- Axel Bormann** **Moldauisch, Rumänisch, Russisch?**
Zur Sprachengesetzgebung in der Republik Moldau
- Kende Varga** **Die Verhältnisse verändert**
Nachruf auf Richard Wagner
- Teodor Bordeianu** **Sonntag**
Die Überraschung
Kurzprosa
- Neue Bücher**

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Dr. Christian Frankenfeld
Dr. Daniel Gruschke
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: RundumKopie, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für alle Geschlechter.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

Vlad III. Drăculea, Woiwode der Walachei, bekannt unter dem Beinamen „der Pfähler“ (Țepeș), da er eine Vorliebe für Hinrichtungen durch Pfählungen gehabt haben soll, und auch als „transsylvanischer Vampirgraf“ ist eine Gestalt, über die Historiker immer neue Facetten zu Tage fördern. Albert Weber geht in seinem Beitrag einer Quelle nach, die über eine Romwallfahrt Vlads zu Papst Sixtus IV. berichtet. Anschließend stellt uns Galina Corman in einer imagologischen Analyse das Fremdbild der bulgarischen Siedler im Budschak vor. Thema des Artikels von Jan Pruschke ist die Judenpolitik von Fürst Cuza in dem sich konstituierenden rumänischen Nationalstaat.

Johann Wellner untersucht in seinem Beitrag die Sprachkontakte in den deutschböhmischen Mundarten der Bukowina, die er als ein Beispiel für die frühe Multikulturalität der Region deutet. Danach analysiert Jan-Michael Dauner die Bedeutung und Funktion des Auswandererdenkmals in Ulm für die Donauschwaben, zu denen auch die Banater und Sathmarer Schwaben aus Rumänien gezählt werden. Und Axel Bormann berichtet über die Sprachengesetzgebung in der Republik Moldau und die Bedeutung der rumänischen und russischen Sprache in dem vor 32 Jahren von der Sowjetunion unabhängigen Staat.

Der aus dem Banat stammende Autor Richard Wagner ist nach langer Krankheit im März 2023 verstorben. In einem Nachruf würdigt Kende Varga den Schriftsteller als „Weltveränderer für viele“. Abschließend stellen wir Ihnen erstmals auf Deutsch Kurzprosa von Teodor Bordeianu, einem in Berlin lebenden jungen Schriftsteller aus der Republik Moldau, vor.

Eine aufschlussreiche Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz
Chefredakteur



Richard Wagners Presseausweis von der „Karpater Rundschau“, Kronstadt/Brașov von 1979. Quelle: Archiv Richard Wagner

Inhalt

4 Dracula auf Wallfahrt in Rom?

Albert Weber

7 Die Bulgaren Bessarabiens

Galina Corman

10 Fürst Cuza und die rumänischen Juden

Jan Pruschke

13 Clacă, Ocol und Mămăligă

Johann Wellner

16 Das Ulmer Donauschwabenufer

Jan-Michael Dauner

19 Moldauisch, Rumänisch, Russisch?

Axel Bormann

22 Nachruf auf Richard Wagner

Kende Varga

23 Sonntag. Kurzprosa

Teodor Bordeianu

25 Die Überraschung

Teodor Bordeianu

26 Neue Bücher

- Ana Blandiana: Variationen über ein gegebenes Thema. Gedichte (*Gundel Große*)
- Mircea Cărtărescu: Melancolia (*Anke Pfeifer*)
- C. Petrescu: Fram, der Eisbär (*R. Constantinescu*)
- Oleg Serebrian: Tanz in Czernowitz (*T. Larenz*)
- Franz Hodjak: Gedenkminute für verschollene Sprachen. Gedichte (*Ortwin-Rainer Bonfert*)
- Walter Fromm (Hg.): die bewegung der antillen unter der schädeldecke. Lyrik (*Markus Bauer*)
- Ernest Wichner: Heute Mai und morgen du. Gedichte (*Eva Filip*)
- Andrea Tompa: Omertà. Roman (*Gundel Große*)
- Ferenc Barnás: Bis ans Ende unserer Leben. Roman (*Silvia Petzoldt*)
- Ádám Bodor: Die Vögel von Verhovina. Roman (*Ingeborg Szöllösi*)
- Dagmar Dusil (Hg.): Mit Erinnerungen gepflastert. Eine Anthologie (*Markus Fischer*)
- Julia Schoch: Der Körper des Salamanders. Erzählungen (*Cristina Grossu-Chiriac*)
- Andrei S. Markovits: Der Pass, mein Zuhause (*Magdalena Vinco*)
- Andrei Corbea Hoişie, Erhard R. Wiehn (Hg.): Ich will leben (*Mariana Hausleitner*)
- Astrid Lorenz, Daniela-Maria Mariş (Hg.): Das politische System Rumäniens (*Meinolf Arens*)
- Anton Roland Laub: Mineriada (*Martin Jung*)
- Ute Schmidt: Bessarabien (*Paulus Adelsgruber*)
- Birgit van der Leeden: Rumänien, armes reiches Land (*Renate Nimitz-Köster*)
- Ioan Selejan et al. (Hg.): Christentum und kirchliches Leben im Banat (*Tobias Weger*)
- Anton Sterbling: Das Banat, die Deutschen aus Rumänien und die rumäniendeutsche Literatur (*Matthias Bauer*)
- K. Gündisch, T. Weger: Temeswar/Timişoara (*Gilles Duhem*)

Dracula auf Wallfahrt in Rom?

VON ALBERT WEBER

Die deutschen Dracula-Geschichten – eine (fast) unmögliche epistemische Herausforderung

Während der moderne transsylvanische Vampirgraf eine Kreation der britischen Literatur des viktorianischen Zeitalters ist, kann man die Tyrannengestalt „Dracula“ vor allem als eine spätmittelalterliche deutsche Erfindung bezeichnen: Deutsche waren die Bearbeiter, Verbreiter und Drucker der sogenannten Dracula-Geschichten, die Vlad den Pfähler „Drăculea“ (1431-1476), Woiwode beziehungsweise Fürst der Walachei (1448, 1456-1462, 1476), zu einer der bekanntesten Herrschergestalten seiner Zeit gemacht haben. Die Geschichten basieren wohl auf lateinischen Briefen und Berichten von Diplomaten und politischen Akteuren aus dem Königreich Ungarn, die über die (Un-)Taten des Woiwoden gegen Christen und Muslime informierten. Sie fanden rasch ihre Leserschaft, denn der Wissensbedarf im katholischen Europa war beträchtlich: Die osmanische Expansion auf dem Balkan, der Fall der einst großen orthodoxen Reiche, das Scheitern der späten Kreuzzüge sorgten zwar mancherorts für Panik, zugleich aber auch für Neugier und den Wunsch, die politischen und militärischen Ereignisse einordnen und bewerten zu können.

Die Dracula-Geschichten und ihre Rezeption kann man in diesem Kontext als eine kulturelle Verarbeitung dieses Geschehens ansehen. Was genau die ursprüngliche Autorenintention war, ist nicht mehr eindeutig bestimmbar: Sind die Geschichten in ihrer Essenz ungarische Propaganda, um die Oberherrschaft des Königreichs über die Walachei zu legitimieren? Oder handelt es sich um ein katholisches Manifest, welches den Untergang der orthodoxen Reiche mit den moralischen Defiziten ihrer lateinerfeindlichen Eliten erklärt? Oder wird eine implizite Kritik an den mächtigen katholischen Monarchen formuliert? Diese hatten sich geweigert, die Kreuzzüge zur Befreiung des Balkans anzuführen und stattdessen den orthodoxen Lokalherrscher Vlad alleine gegen die vordringenden „Ungläubigen“ kämpfen lassen.

Der Artikel führt in die Rezeptionsgeschichte eine deutsche Quelle ein, bei der noch weniger als bei anderen Texten eindeutig entschieden werden kann, was

Fakt und was Fiktion ist. Es handelt sich um einen Autor, der zwar seit Anfang des 19. Jahrhunderts von einem rumänischen Historiker – dem Siebenbürger Gheorghe Șincai in seiner „Cronica românilor“ – als Vlad-Quelle entdeckt, jedoch als unauthentisch bewertet und hierauf ignoriert und weithin vergessen wurde: der deutsche Humanist Johannes Trithemius (1462-1516) und seine „Annales Hirsaugienses“, der die Geschichten rezipiert, diesen aber die sonst nirgends nachweisbare Information hinzufügt, wonach Vlad für seine katholische Taufe nach Rom gezogen sei, was neue Perspektiven auf seine Rehabilitation eröffnet. Die deutschen Geschichten dagegen berichten, er habe sich lediglich in Buda taufen lassen. Diese vielleicht historische Romwallfahrt wird Vlad-Biographen, welche an die überaus diskutabile Authentizität dieser Quelle glauben möchten, zweifellos begeistern, dürfte allerdings bei anderen Forschern eine kontroverse Debatte auslösen.



Die Gestalt von Vlad dem Pfähler (mit perlenbesetzter Mütze), Ausschnitt von einem Altarflügelbild aus der Kirche Maria am Gestade in Wien (Ölmalerei auf Holz, um 1460).

„Er ist derjenige, der Wälder von gepfählten Menschen angelegt hat“ – die schwierige Rehabilitation Vlad des Pfählers (1474/1475)

Die deutschen Dracula-Geschichten, aber auch andere Quellen, werfen Vlad vor, er habe zehntausende Menschen mit grausamen Hinrichtungsmethoden wie dem Pfählen zu Tode gebracht – daher sein im Osmanischen, aber auch Rumänischen und Deutschen belegter Spitzname des „Pfählers“ oder „Spießers“. Sicherlich sind die Opferzahlen stark übertrieben, und das war wohl auch zeitgenössischen Entscheidungsträgern bewusst. Zu diesen im Informationsraum der politischen Öffentlichkeit zirkulierenden Tyranniswürfen kam allerdings eine königliche Verleumdungskampagne hinzu: Vlad hatte ohne Mandat seines Oberherrn, des ungarischen Königs Matthias Corvinus (reg. 1458-1490), einen Krieg gegen die Osmanen begonnen und damit beinahe einen osmanisch-ungarischen Krieg provoziert. Corvinus wollte kein Risiko eingehen und entschied sich daher, mit all seiner Autorität Vlad politisch auszuschalten; zu gefährlich war der außer Kontrolle geratene Vasall für die Sicherheitsinteressen der

Ungarn geworden. Der König warf seinem Vasallen kurzerhand Hochverrat vor und inhaftierte ihn jahrelang in der Plintenburg (ung. Visegrád) nördlich von Buda. Sultan Mehmed der Eroberer, der durch einen wagemutigen Nachtangriff Vlads in der Walachei in Lebensgefahr geraten war, wusste diese Gefangennahme zweifellos zu schätzen. Flankiert wurde dieses politische Manöver mit der weiteren Verschärfung der Tyrannisvorwürfe. Diese sollten vor allem die italienischen Mächte und die Kurie beruhigen, bei denen das Vorgehen des Corvinus gegen den verdienten Türkenbekämpfer Vlad sehr umstritten war. So aber zeichnete der Ungarnhof den berüchtigten Woiwoden als Bösewicht, dem von seinem Oberherrn das Handwerk gelegt worden war.

Die Lage des prominenten Gefangenen änderte sich, als zwölf Jahre später ein neuer Türkenkrieg gegen Ungarn ausbrach. Ein osmanisches Reiterheer drang 1474 bis nach Großwardein (rum. Oradea) tief ins ungarische Königreich vor und brandschatzte diese bedeutende Stadt. Der König musste reagieren, doch brauchte er für seinen Gegenschlag einerseits kompetente Heerführer, die mit der Art der osmanischen Kriegsführung vertraut waren. Einer der erfahrensten war eben Vlad der Pfähler. Andererseits besaß der ehemalige Woiwode neben seinen militärischen Fähigkeiten eine weitere wichtige Eigenschaft: Nach walachischem Thronfolgerecht war er legitimiert, um von der Landesversammlung der Adligen erneut zum Herrscher gewählt zu werden. Mit ihm als pro-ungarischem Woiwoden wurde die Walachei zu einem Pufferstaat, der das gegenüber osmanischen Angriffen exponierte Siebenbürgen schützen konnte.

Das Projekt seiner politischen Reaktivierung setzte allerdings voraus, dass der zuvor verursachte propagandistische Schaden behoben wurde. Der Ungarnhof war insbesondere auf die diplomatische sowie finanzielle Unterstützung der Italiener und der Kurie angewiesen, doch war die Aufstellung des als sadistischen Massenmörders bekannten „Pfählers“, über den sich ungarische Adelige (aber auch Osmanen) noch immer erzählten, dass er Wälder von gepfählten Menschen angelegt habe, sicherlich keine Empfehlung. Konventionelle diplomatische Mittel waren für seine moralische Reinwaschung kaum ausreichend. Eine für die politische Öffentlichkeit möglichst wirksame Inszenierung war notwendig.

Die Romwallfahrt des ungarischen Magnaten Miklós Újlaki

Seine erfolgreiche Rehabilitation war daher ein komplexes, heikles Unterfangen. Hält man die von Johannes Trithemius wiedergegebene Information für authentisch, so entschied sich Corvinus dafür, auf den religiösen Aspekt zu setzen: Er bot seinem Gefangenen an, sich im Gegenzug für seine Freilassung und politische Reaktivierung katholisch taufen zu lassen – was, wie bereits erwähnt, auch andere Quellen glaubhaft berichten –, zudem aber sollte er zur Vergebung seiner Sünden nach

Rom pilgern. Der Chronist berichtet:

„Dracula Waida führt eine Schreckensherrschaft in der Walachei. Etwa zu dieser Zeit übte ein treuloser Heide mit Namen Dracula Waida, der Fürst der Walachei, eine unerhört grausame Tyrannenherrschaft gegen die Menschen und insbesondere gegen Christen aus, von denen er unzählige Tausende unschuldig und grundlos ums Leben brachte. Schließlich schickt man ihn, nachdem er endlich durch Matthias, den König von Ungarn, gefangen genommen wurde, nach Rom. Er bekehrt sich zum christlichen Glauben, wird getauft und verhält sich fortan äußerst glaubensvoll. Wiedereingesetzt in seine Herrschaft, führte er sein Leben in aller Rechtschaffenheit zu Ende. Seine furchtbaren Taten sind durch ein vor einiger Zeit gedrucktes Büchlein in Umlauf. Diese Taten reizen die Leser sowohl zum Gelächter als auch zum Schauer.“ (Übers. A.W.)

Für sich allein stehend wirkt die im Lateinischen aus nur zwei Wörtern („Romam mittitur“) bestehende Information

nicht allzu glaubwürdig, und tatsächlich existieren etliche Einwände gegen ihre Authentizität, die im nächsten Kapitel diskutiert werden. Folgt man aber Trithemius und sucht biographische und anderweitige Indizien zur Verifizierung, so wird man durchaus fündig. Erstens passt die Romwallfahrt zur bislang bekannten Biographie Vlads: Nach seiner Freilassung in Ungarn im Jahr 1474 – spätestens zu Jahresende war er also bereits getauft – ist er wieder im Mai/Juni 1475 in Siebenbürgen nachweisbar, wo er urkundet und politisch tätig wird, um die Rückeroberung der Walachei vorzubereiten. Im August wird er in einer Urkunde in Buda erwähnt und in Siebenbürgen ist seine Anwesenheit für September und Oktober belegt; im Januar 1476 begann bekanntlich der Serbien-Feldzug des Corvinus, an dem Vlad teilnahm. Für eine Italienreise kommt daher nur der Zeitraum des Jahres 1474 bis Mai 1475 in Frage.

Hier kann der Zeitpunkt der Wallfahrt durch das zweite Indiz genauer eingegrenzt werden: Für 1475 wurde von Papst Sixtus IV. ein Jubeljahr ausgerufen. Jeder Rompilger konnte eine vollständige Indulgenz erhalten. Folglich dürfte Vlad, der mehr als andere Pilger eine spirituell wirksame und vor allem politisch verwertbare Vergebung seiner Sünden benötigte, die Wallfahrt in diesem Jahr unternommen haben.



Porträt Papst Sixtus IV. (geb. Francesco della Rovere, 1414-1484) von Tizian und seinem Atelier (Öl auf Holz, ca. 1545-46, Uffizien, Florenz).

Das dritte Indiz ist die Datierung der Romwallfahrt des ungarischen Magnaten Miklós Újlaki, um deren Erforschung und Beschreibung sich der ungarische Mediävist Tamás Fedeles verdient gemacht hat. Von Januar bis April reiste Újlaki – ein alter Freund der Königsfamilie – zusammen mit einer aus über hundert Personen bestehenden Delegation aus Ilok (heute Kroatien) über Zagreb und Senj nach Venedig und von dort nach Ferrara, Bologna, Florenz, Siena und Rom. In einer päpstlichen Audienz wurde Újlaki als (nomineller) König Bosniens bestätigt, das seit 1463 unter osmanischer Herrschaft stand. Die Rückreise erfolgte schließlich im März und April über Spoleto, Ancona, Ravenna, Ferrara und Venedig zurück nach Ungarn.

Es ist naheliegend anzunehmen, dass Vlad sich dieser Delegation, die von einem wichtigen Verbündeten des Königs angeführt wurde, angeschlossen haben könnte. Ein viertes, wenn auch vages Indiz spricht dafür: Ein Fresko in der Corsia Sistina, das die päpstliche Audienz Újlakis abbildet und Jahre nach dem Ereignis entstanden ist, erwähnt in seiner Inschrift den „Bosniae et Valachiae rex“. Könnte der Künstler die Information missverstanden haben, dass nicht nur der nominelle König Bosniens, sondern auch eine weitere Person, nämlich der designierte Herrscher der Walachei anwesend war? Ist es allzu abwegig, im „König der Walachei“ Vlad zu sehen, zumal Újlaki diesen Titel nie beansprucht hatte?

Vlads Präsenz in Italien dürfte aber nicht nur aus Imagegründen opportun gewesen sein: Ebenso wie Újlaki hätte sich ihm die Möglichkeit zu direkten Verhandlungen mit den mächtigen und finanzstarken Italienern und Kurienkardinälen geboten. Es ist nicht schwer zu erraten, was das Hauptinteresse gerade der Kirche am ersten katholischen Woiwoden in der Geschichte der Walachei gewesen ist: Vlad, der mittlerweile den katholischen Namen „Ladislaus Dracula“ angenommen hatte, sollte im Gegenzug für politische und finanzielle Unterstützung zusagen, die katholische Missionierung seines großteils orthodoxen Landes zu fördern. Dass dieses Versprechen, das er im Falle seiner Anwesenheit in Rom mit großer Wahrscheinlichkeit abgeben musste, nicht zum modernen Bild des rumänischen Nationalheldenmythos passt und geradezu skandalös ist, muss nicht weiter erörtert werden.

Die Authentizitätsfrage: Wie glaubhaft ist der „notorische Geschichtsfälscher“ Trithemius?

Gegen die verlockende Hypothese der Romwallfahrt, welche die Biographie Vlads um eine spektakuläre

Episode bereichern würde, ist aber auch eine ganze Reihe von Gegenargumenten anzuführen. Das wohl stärkste ist, dass Trithemius bereits bei Zeitgenossen als notorischer Geschichtsfälscher galt: Er hatte als Abt die Geschichte seines Klosters teils erfunden und damit seinen Ruf ruiniert. Zwar urteilt die jüngere Forschung etwas weniger streng über den Wahrheitsgehalt seiner übrigen Chronistik, doch ist die Glaubwürdigkeit dieses Autors nach wie vor in Zweifel zu ziehen. Andererseits ist denkbar, dass ihm eine nicht mehr erhaltene Variante der deutschen Geschichten vorlag.



Das Grab von Miklós Újlaki in Újlaki (Vilmos Fraknoi: *A Hunyadiak és a Jagellók kora [Das Zeitalter der Hunyaden und der Jagiellonen]*. In: Sándor Szilágyi [Hg.]: *A magyar nemzet története [Die Geschichte der ungarischen Nation]*, Budapest 1896, IV. Band, S. 195).

Warum aber erwähnt keine andere Quelle zur Romwallfahrt Újlakis die Teilnahme „Draculas“? Das Niederknien dieses berüchtigten orthodoxen Herrschers vor dem Kirchenvater war narrativ überaus attraktiv. Auch König Matthias Corvinus erwähnt die Indulgenz seines berüchtigten Vasallen mit keinem Wort in seinen diplomatischen Briefen, darunter nicht einmal in einem an den Papst adressierten. Corvinus stellt ihm Vlad sogar als „einen sehr kriegerischen und den Türken feindlich gesinnten Mann“ vor, so als wäre Dracula dem Adressaten kein Begriff gewesen; hätte Corvinus eine sorgfältig geplante Rehabilitationskampagne durchführen lassen, so wäre diese nicht unerwähnt geblieben. Tatsächlich aber scheint die in Buda erfolgte katholische Konversion Vlads bereits politisch ausreichend wirksam gewesen zu sein, um den früheren „Tyranen der Tyranen“ moralisch für eine weitere Herrschaft zu qualifizieren.

Wägt man Pro und Kontra gegeneinander ab, so ist am Ende die einfachste Erklärung die wahrscheinlichste: Trithemius hat die Romwallfahrt schlichtweg erfunden, um den deutschen Dracula-Geschichten eine eigene narrative Episode hinzufügen zu können. Ungeachtet dieser (vorläufigen) Einschätzung wird die Hypothese zur Romwallfahrt die Vlad-Forschung sicherlich für einige Zeit beschäftigen – was ein weiteres Mal die überragende Bedeutung deutscher Quellen für die Traditionsbildung zur bekanntesten Persönlichkeit der rumänischen Geschichte unterstreicht.

Dr. Albert Weber (Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung, Regensburg) ist Südosteuropahistoriker mit einem Schwerpunkt auf rumänischer Geschichte. Er ist spezialisiert auf Quelleneditionen, Historiographie-, Militär- und Wissensgeschichte sowie Mitbegründer und Herausgeber der von der Rumänischen Akademie ausgezeichneten Editionsreihe „Corpus Draculianum“, in der alle Quellen von und zu Vlad dem Pfähler ediert werden.

Die Bulgaren Bessarabiens

VON GALINA CORMAN

Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen die Zuwanderer aus den Gebieten südlich der Donau (*zadunajskije pereselency*), sich in der leeren bessarabischen Steppe des Budschak anzusiedeln. Krieg und schlechte Lebensbedingungen in ihrer Heimat veranlassten vor allem Angehörige der bulgarischen Bevölkerung der osmanischen Dobrudscha, die Einladung der russischen Regierung anzunehmen. Aufgrund ihres orthodoxen Glaubens sahen sie im Russischen Imperium ihren Beschützer und ersuchten auch oft von sich aus um eine Erlaubnis zur Übersiedlung. Durch die bulgarische Kolonisierung beabsichtigte die russische Regierung, den Mangel an Soldaten auszugleichen. Zudem galten die Bulgaren als hervorragende Gärtner und so erhoffte man sich durch ihre Ansiedlung eine Verbesserung des Getreideanbaus sowie die Anlegung von Obst- und Weinärten im neu angegliederten Bessarabien.

Angelockt von der zugesagten Abgabefreiheit auf längere Zeit sowie der Aussicht auf Zuteilung von Land und ein Leben ohne Leibeigenschaft, kam in drei Einwanderungswellen (während der drei russisch-osmanischen Kriege 1787-1792; 1806-1812; 1828-1829) eine große Zahl von Bulgaren nach Bessarabien und siedelte sich im südlichen Teil an.

Die bulgarischen Kaufleute ließen sich hingegen in Städten wie Ismail, Akkerman, Chilia, Reni, Tighina und Chişinău nieder. Die *Strada Bulgară* in Chişinău erinnert heute noch an das im 19. Jahrhundert existierende bulgarische Stadtviertel in der Hauptstadt Bessarabiens.

Zusammen mit den bulgarischen Siedlern kamen auch christlich-orthodoxe Gagausen nach Bessarabien. Am Anfang lebten sie zusammen in den gleichen Dörfern mit jenen Bulgaren, die ihre Turksprache beherrschten. Daher wurden sie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der russischen Regierung als eine Bevölkerungsgruppe gezählt, wobei die Gagausen als „eine türkische Sprache sprechende Bulgaren“ bezeichnet wurden.

Trotz aller Zusagen blieb der Status der nach Bessarabien eingewanderten Bulgaren in den ersten Jahren unklar. Die Situation änderte sich 1819, als vom Ministerrat in St. Petersburg verfügt wurde, den „Transdonau-Siedlern“ den Status von Kolonisten zu verleihen und ihnen die dadurch zustehenden Privilegien zu gewähren. Jede Familie bekam etwa 60 Desjatinen Ackerland. Insgesamt bekamen die Bulgaren 557.608 Desjatinen in den Bezirken Ismail, Pruth, Budschak und

Cahul zugesprochen. Das 1821 am See Ialpug angelegte Bolgrad wurde zum Zentrum des bulgarischen Siedlungsgebietes. General Inzov, hauptamtlich für die ausländischen Kolonisten zuständig, wurde auch zum ersten Treuhänder der bulgarischen Siedlungen ernannt.

Bis in die 1840er-Jahre betrieben die Bulgaren Weidewirtschaft und Viehzucht und entwickelten in der Landwirtschaft rentable Anbaumethoden für Mais und Tabak. Sie nutzten ihr Land sorgfältig und fleißig, erschlossen Wasserquellen, gruben Brunnen, betrieben Gartenbau, züchteten Schafe und produzierten Käse. Auch als Händler und im Kleingewerbe waren sie erfolgreich. Bolgrad entwickelte sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer prosperierenden Kleinstadt, die mit ihren Betrieben regionale Bedeutung erlangte. Die Zahl der Bulgaren Bessarabiens wuchs im Laufe des 19. Jahrhunderts von 10. 000 auf 103.225 laut Volkszählung von 1897.

Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts konnten die orthodoxen Bulgaren, wie auch die lutherischen Siedler, ihre eigenen Kirchen errichten und Gottesdienste in ihrer eigenen Sprache feiern. Mit den liberalen Reformen und den Integrationsmaßnahmen der 1860er Jahre begannen die russische und nach der Angliederung des Ismail Gebietes 1856 auch die rumänische Regierung damit, die bulgarischen Kirchen zu russifizieren beziehungsweise zu rumänisieren.



Ein altes bulgarisches Haus in der Siedlung Şichirlichitai (ukr. Suvorove), Verwaltungskreis Ismail.

Quelle: Ivan Duminica, *Coloniile bulgarilor în Basarabia [Die Bulgaren Kolonien in Bessarabien] (1774–1856)*. Chişinău 2017, S. 156.

Wie bei allen Zuwanderern vom Balkan blieb die Bildung der Bulgaren bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts unzureichend. Weiterführende Schulen wurden erst mit den Reformen Alexanders II. eingeführt, allerdings nur mit Russisch als Unterrichtssprache. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begannen insbesondere die Bulgaren, deren Nationalbewegung mit der Gründung Bulgariens 1878 Auftrieb erhalten hatte, sich

gegen die Russifizierung von Kirche und Schule zu wehren. Gleichzeitig unterstützten sie ihre Landsleute auf dem Balkan mit Geld und Kleidung und spendeten auch für den Befreiungskampf der Serben und Montenegriner gegen die Türken.

Hingegen erfreuten sich die bulgarischen Siedlungen im Gebiet Ismail, welches von 1856 bis 1878 dem Fürstentum Moldau angehörte, zunächst einer weitgehenden Autonomie. Hier fand in primären und weiterführenden Schulen, d. h. in den vier in Bolgrad gegründeten Gymnasien, der Unterricht in bulgarischer Sprache statt. Zugleich waren in dieser Region bis 1878 von der rumänischen Regierung auch 124 rumänischsprachige Schulen gegründet worden.



Bei der Feldarbeit in der Siedlung Taşbunar (ukr. Kamjanka), Verwaltungskreis Ismail.
Quelle: Ivan Duminica 2017, S. 161.

Das Bild der Bulgaren Bessarabiens in der russischen Reiseliteratur im 19. Jahrhundert

Die Bulgaren Bessarabiens wurden von den russischen Reisenden früh beschrieben und wahrgenommen, wobei das Interesse ihnen gegenüber im Laufe des 19. Jahrhunderts konstant blieb. Die russischen Reisenden gingen in ihren Beschreibungen ausführlich auf Geschichte, Geografie, Demographie, Ökonomie und weitere statistische Angaben sowie auch auf den Zustand der Straßen, der Dörfer, Städte und Kirchen ein. Dabei zeigt sich in der russischen Reiseliteratur aus dem 19. Jahrhundert ein Bulgaren-Bild, das zwei Etappen durchläuft und den Wandel des Selbstverständnisses im Zarenreich im Laufe des 19. Jahrhunderts widerspiegelt.

1820er-1850er-Jahre

Sowohl in der ersten als auch in der zweiten Etappe beschrieben die russischen Reisenden die Bulgaren in einem sehr positiven Licht, mit viel Sympathie und fast euphorisch. In der ersten Etappe hoben sie die Charakterzüge der Bulgaren Bessarabiens als „sehr arbeitssam“, „mutig“, „fröhlich“ und „gutmütig“ hervor. Zugleich wurden die Bulgaren als „Stammesgenossen und Stammgläubige“, als „Empfänger der heiligen Taufe“ und „Lehrer und Betreuer der ersten Schritte zur russischen Bildung“ dargestellt. Filip Vigel, Vertreter der Krone im Oberstrat der Oblast' (*Verchovnyj Sovjet*) und Vize-Gouverneur Bessarabiens (1823-1826) bezeichnete die Bulgaren in seinen „Vospominanija“ [Erinnerungen] als „ein Licht der slawischen Völker“. Er lobte

die Arbeitsamkeit der slawischen Bulgaren, bewunderte „Fröhlichkeit, Mut und Gutmütigkeit auf ihren dunkelhäutigen Gesichtern“ und betonte die Perfektion, die sie in der Landwirtschaft „ohne Hilfe von landwirtschaftlichen Verfassungen“ erreicht hätten.

Auch der Reisende Nikolaj Nadeždin, Redakteur der Journale „Teleskop“ und „Molva“, ehemaliger Professor an der Universität Moskau, konnte sich beim Besuch der Stadt Bolgrad in seiner Begeisterung für die Bulgaren als „Vorfahren“ und „Empfänger der heiligen Taufe“, als „Brüder“ und „Stammesgenossen und Stammgläubige“, als „Lehrer und Betreuer der ersten Schritte zu unserer [russischen] Bildung“ kaum beherrschen. In der Beschreibung seiner Reise „Progulka po Bessarabii“ [Spaziergang durch Bessarabien], die er von 1840 bis 1842 im Auftrag der *Gesellschaft für Geschichte und Antike* von Odessa unternahm, schilderte er die Geschichte der Bulgaren „vor denen Byzanz so viele Jahrhunderte lang zitterte“, wie sie „unterdrückt von der barbarischen Bevölkerung der Türken [...] das Geräusch der Flügel des blutsverwandten Adlers, des Heiligen Russlands“ um sich herum hörten und der Einladung des Zaren gefolgt und nach Bessarabien gekommen waren. In seinen Ausführungen verpasste Nadeždin dabei nicht die Gelegenheit, Russland als Retter der Bulgaren bei der Erfüllung seiner messianischen Mission darzustellen.

Auch in weiteren Beschreibungen äußert Nadeždin seine Begeisterung für alles, was von den Bulgaren geschaffen, getragen oder gesprochen wurde: „Wie reizend sind diese kleinen Häuser [...]! Wie kann man nur in allen Einzelheiten diese wunderschöne, idyllische Landschaft künstlerisch darstellen!“. Anschließend beschreibt er die Kirche in Bolgrad und deren Einweihung kurz vor seinem Besuch und bezeichnet dieses Ritual als das „Feuer der vollständigen Adoption der neuen Kinder durch das Heilige Russland!“ und nutzt erneut die Gelegenheit, die Rolle Russlands als „Beschützer“ und „Befreier“ der christlichen Völker hervorzuheben.

Hinter diesem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen positiven Bild der Bulgaren Bessarabiens lässt sich in den Reiseberichten folglich ein integrierender Diskurs erkennen, welcher sowohl auf dem inklusiven Charakter der russischen Kolonisierung als auch auf die russische Nationsbildung zurückzuführen ist. Die Bevölkerungspolitik des Zarenreichs gegenüber den anderen im Imperium lebenden Nationalitäten führte dazu, dass neu erworbene Gebiete wie Bessarabien von den russischen Eliten nicht nur politisch als integraler, sondern auch emotional als essentieller Bestandteil des Imperiums wahrgenommen wurden. Zugleich hatte man in Russland gegenüber den Bulgaren eine besondere Affinität. Im Verlauf der russischen Nationsbildung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als die Weltanschauung der Slawophilen zur Ideologie des sich formierenden Nationalismus aufstieg, wurden die Bulgaren als Quelle für Bildung, Kultur und Zivilisation entdeckt. So diente den

russischen Reisenden vor allem die Hervorhebung des originär „Slawischen“ in Bessarabien, verkörpert durch die im Land lebenden Bulgaren, dazu, das Land als „unser“ (*nas*) darzustellen. Auf diese Weise wurde Bessarabien ab den 1830er Jahren auf der kognitiven Landkarte der Reisenden zu einem unabdingbaren Teil des Imperiums und gleichzeitig zum „Homeland“ in den russischen Vorstellungen.

Andererseits lässt sich in der Darstellung der Bulgaren Bessarabiens als „kleine Kinder“, welche aus großer Not durch das „Heilige Russland“ gerettet und „adoptiert“ wurden, die offenkundige Absicht des Reisenden Nadeždin erkennen, den Vollzug der russischen *Messianischen Mission* in Bessarabien besonders hervorzuheben. Diese sich selbst zugeschriebene *messianische Mission* war, neben dem zivilisatorischen, beschützenden und befreienden Auftrag, ein ständiger ideologischer Begleiter und diente Russland als Legitimation bei der Eroberung weiterer Territorien.

1860er-1900er-Jahre

Von den 1860er-Jahren an ist ein Wandel im russischen Bulgaren-Bild festzustellen. Die Sympathie und das positive Bild verstärken sich in den russischen Beschreibungen weiter. Ursache hierfür ist eine angenommene Bedrohung seitens der in unmittelbarer Nachbarschaft lebenden Bessarabiendeutschen und die daraus folgende Darstellung der Bulgaren als „unsere“ leidenden slawischen Brüder sowie das Selbstverständnis der Reisenden als „großer beschützende Bruder“. Zugleich wird in den Berichten dieser späteren Periode der materielle Wohlstand der bessarabischen Bulgaren verstärkt hervorgehoben. Zugleich wurden den Bulgaren zusätzlich zu den früher genannten Eigenschaften auch Merkmale wie *nüchtern*, und *zurückhaltend* zugeschrieben.

Der russische Literat und Journalist Vladimir Dedlov beschrieb in seiner Reisebeschreibung „Vokrug Rosii“ [Um Russland herum] von 1895 die Bulgaren auf etwa 22 Seiten voller Sympathie und deren Kolonien geradezu euphorisch: Die Gärten der Bulgaren seien schön und fruchtbar, die bulgarische Küche ausgezeichnet und Manieren und Gastfreundschaft beispielhaft. Die bulgarischen Kolonien mit dem Hauptort Bolgrad seien wohlhabend, die Kirchen groß und schön, die Straßen und Häuser ordentlich, die Schulen sauber und gut ausgestattet und die Eisenbahn sehr gut organisiert. Am Park von Bolgrad solle sich Dedlov zufolge sogar die bessarabische Hauptstadt Chișinău ein Beispiel nehmen. Das alles interpretierte der reisende Literat und Journalist als Ergebnis russischer und bulgarischer Bemühungen und stellte dementsprechend den Erfolg der russischen Zivilisierungsmission bei den bessarabischen Bulgaren dar. Am Ende seiner euphorischen Beschreibung fügte Dedlov noch hinzu, dass die Bulgaren in ihrer Dankbarkeit noch viel mehr für Russland tun würden, „würden sie nicht vorher von Deutschen aufgegessen“. Hierdurch

weist er auf dem wirtschaftlichen Erfolg der Deutschen in der Region hin und führt aus, dass dieser so stark wäre, dass es für die Bulgaren schwierig sei, ihm standzuhalten, weshalb man die Deutschen auch als „Bulgarenfresser“ bezeichnen könne. Auch der Literat und Journalist Nikolaj (Lender) weist in seiner Reisebeschreibung „Černoje More i Kavkaz“ [Schwarzes Meer und Kaukasus] von 1900 auf den angeblich in der Gegend existierenden wirtschaftlichen Druck der Deutschen auf die Bulgaren hin, drückt jedoch zugleich seine Zuversicht bezüglich der Konkurrenzfähigkeit der Bulgaren aus, indem er darauf hinweist, dass die Bulgaren Bessarabiens „ein nüchternes, zurückhaltendes und arbeitsames Volk“ seien und dass man, wenn man sie an „ihrem Wohlstand“ messen würde, feststellen müsse, dass sie „die deutschen Kolonisten fast übertroffen haben.“

Hinter dem in den späteren russischen Beschreibungen entstandenen Bild der Bulgaren Bessarabiens als „unsere“ arbeitsamen, zurückhaltenden und wohlhabenden slawischen Brüder, die unter dem „ökonomischen“ Druck der Deutschen leiden, lässt sich der großrussisch-nationalistische und panslawistische Diskurs der russischen Reisenden erkennen. Im Laufe der in den 1860-70er-Jahren in der patriotischen Atmosphäre des Krimkrieges entstandenen panslawistischen Bewegungen gewannen die religiös und ethnisch verwandten Bulgaren in den russischen Beschreibungen Bessarabiens noch mehr an Bedeutung. Hierbei war der antideutsche Komplex eines der Bindemittel. Besonders nach der Entstehung des preußisch-deutschen Großstaats 1871 begannen Panslawisten Bedrohungsszenarien und ein Feindbild von Deutschland zu vermitteln, wodurch die verstärkt negative Beschreibung der Bessarabiendeutschen zu erklären ist.



Die Verklärungskathedrale von Bolgrad in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (<http://www.castles.com.ua/bolgrad.html>).
Quelle: Ivan Duminica 2017, S. 197.

Dr. Galina Corman ist Dozentin an der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Moldauischen Staatlichen Universität Chișinău. Von ihr erschien 2016 im Leipziger Universitätsverlag die Studie „Das Bessarabien-Bild in der zeitgenössischen russischen Reiseliteratur 1812-1918“.

Eine Minderheit im Fokus des konsolidierenden Nationalstaates

VON JAN PRUSCHKE

Jüdisches Leben in Europa – was assoziieren wir damit?

Verbinden wir damit positive Bilder gelungener jüdisch-nichtjüdischer Begegnungen und eines Miteinanderlebens, oder entstehen in uns Bilder von Pogromen, Vertreibungen oder der Schoah? Nach einer 2000-jährigen Verflechtungsgeschichte haben die dunklen Kapitel einen vorrangigen Platz eingenommen. Blicke in die deutsche und rumänische Erinnerungskultur bestätigen die Perspektive, dass die Erinnerung vor allem der Gewalt gegen jüdische Menschen gewidmet ist. Die Erinnerung an den historischen Antisemitismus hat und muss ihren unabdingbaren Stellenwert in den Gesellschaften Europas haben. Gleichzeitig marginalisiert sie aber das lange und friedliche Zusammenleben zwischen den jüdischen Gemeinden und den christlichen Mehrheitsbevölkerungen. Lohnend für die historisch-kritische Aufarbeitung des Miteinanders von Juden und Christen ist hier ein Blick in die Donaufürstentümer des 19. Jahrhunderts.

Auf der Suche nach einem Thema für meine Bachelorarbeit stolperte ich über die Schriften meist jüdischer Gelehrter, die sich für die Gewährung staatsbürgerlicher Rechte an die rumänischen Juden einsetzten. Kämpferisch und selbstbewusst kündigten die jüdischen Intellektuellen dem staatlichen Antisemitismus in Rumänien den Kampf an. Sie versuchten, Sympathien in der

westeuropäischen Leserschaft zu gewinnen, und betonten dabei die wirtschaftlichen wie kulturellen Beiträge zur Entwicklung Rumäniens, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts von jüdischen Menschen ausgegangen seien. Eine dieser Publikationen erschien am Ende des Ersten Weltkriegs in der Berliner Reihe „Kriegspolitische Einzelschriften“. Jancu Cargher Meer beschreibt in „Die Judenfrage in Rumänien“ die Perfidität der antijüdischen Gesetzgebung im Altreich und unterstreicht in besonderer Weise die Politik des Fürsten Cuzas, die er als eine außergewöhnliche Episode, ja eine beinahe euphorische Aufbruchzeit gegenüber den Jahren der staatlich-geduldeten Verelendung des rumänischen Judentums darstellt:

„[Fürst Cuza] dieser ruhmreiche Mann hielt auch sein Wort. Denn für ihn, den ausgezeichneten Kenner des Landes und des Volkes, den geborenen Moldauer, war die bürgerliche und politische Gleichberechtigung der Juden eine für das Wohl des Landes unumgängliche Notwendigkeit.“ (S. 15f.)

Die Judenpolitik des ersten Fürsten von Rumänien gewann bei der Parteinahme zur rumänischen Judenfrage eine herausragende Stellung – im Gegensatz zu den Folgejahren wirtschaftlich-rechtlicher Restriktionen von staatlicher Seite. Sie avancierte zum historischen Bezugspunkt in den Argumentationen der jüdischen Intellektuellen für staatsbürgerliche Gleichberechtigung. Wie gestaltete sich nun tatsächlich die Politik Cuzas gegenüber der jüdischen Bevölkerung, und inwieweit ist die Bewertung der jüdischen Intellektuellen zutreffend?

Jüdisches Leben in Rumänien ist bis zur römischen Kolonisation Dakiens nachweisbar. Nach Jahrhunderten eher kleinerer Ansiedlungen in den Donaufürstentümern, unterliegt das jüdische Leben fundamentalen Wandlungen in ihren demographischen, wirtschaftlichen und politischen Strukturen im 19. Jahrhundert. Während in der Walachei sowohl sephardische wie aschkenasische Juden lebten, entwickelte sich die Moldau zu einem Zentrum der aschkenasischen Kultur. Die jüdische Bevölkerung, obwohl prozentual nur ein Kleinstanteil, wuchs migrationsbedingt um ein Vielfaches an. Der Zustrom von gut ausgebildeten Aschkenasim aus den umliegenden Reichen stärkte die Wirtschaft im Handwerk, Gewerbe und Handel. Der Vertrag von Adrianopel (1829) zwischen Russland und dem Osmanischen Reich hob frühere Handelsverbote auf und ermöglichte jüdischen Händlern, neue Märkte in den Städten der Moldau zu erschließen und ihre Vernetzung im Donauhandel gewinnbringend einzusetzen. Zeitgenossen, die den wirtschaftlichen Schwung begrüßten, attestierten den jüdischen Gemeinden einen hohen Anteil an der ökonomischen Modernisierung Rumäniens und lobten deren Beitrag



Büste von Fürst Alexandru Ioan Cuza im Stadtgarten vor dem Juristischen Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (Bildhauer Constantin Ionescu).
Foto: Supraios

am Aufschwung, den das Land seit den 1820er-Jahren erfuhr.

Im politischen Leben der Donaufürstentümer des mittleren 19. Jahrhunderts nahmen die gesellschaftlichen Spannungen wegen der aufkeimenden Agrarfrage und den einhergehenden sozialen Unverhältnismäßigkeiten zu. Die ersten Kreise von jüdisch-reformerischen Intellektuellen (Maskilim), die sich der jüdischen Aufklärung (Haskalah) verschrieben hatten, gründeten sich und suchten proaktiv die Vernetzung mit den revolutionären Kräften in den Donaufürstentümern, um die Verbesserung des sozialen und rechtlichen Daseins von Jüdinnen und Juden zu erreichen.

Das programmatische Über-einkommen des rumänisch-jüdischen Reformertums zeigte seine Wirkung in der Revolution von 1848. Hand in Hand wirkten neben den rumänischen Revolutionären auch jüdische Revolutionäre, die aktivistisch gegen die Okkupationsherrschaft in beiden Fürstentümern vorgingen. Der Beitrag jüdischer Aktivisten kann in zwei konkreten Beispielen resümiert werden. Der Posten des revolutionären Stadtrats von Bukarest wurde von einem Maskil besetzt: Elieser Manoach, der als Diplomat im osmanischen Diensten stand. Davicion Bally, ein wohlhabender Sephardi aus Bukarest, veröffentlichte in der Zeitschrift C. A. Rosettis „Pruncul Român“ und beherbergte Revolutionsführer, nach denen gefahndet wurde. Konnten die Maskilim mit der rumänischen Nationalbewegung danach weiterhin kooperieren? – Eher nicht.

Die ideologische Neuorientierung nach den Erfahrungen von 1848 führte zum Bruch mit den Maskilim. Im Gegensatz zum vorrevolutionären Denken wurde aus den „israelitischen Brüdern“, wie C. A. Rosetti sie im Aufruf von 1848 noch bezeichnete, die „gefährlichen Fremden“ – Juden unterschieden sich inhärent von den Rumänen, so der mehrheitliche Konsens der intellektuellen *Bubble*. Im französischen Exil trug die unermüdliche Lobbyarbeit für die *rumänische Sache* einen antisemitischen Kern; die ideologische Rezeption des bäuerlichen Judenbildes und des religiös-begründeten Antijudaismus synthetisierte sich hier mit wirtschaftlichen Motiven zum modernen rumänischen Antisemitismus. In den ab 1856 installierten Diwanen ad-hoc mehrte sich der politische Widerstand gegen die Gewährung von politischen Rechten für Juden in den Donaufürstentümern. Unter der Leitung von Ion Brătianu, dem späteren Begründer des staatlichen Antisemitismus nach 1866, gelang es den Liberalen im moldauischen Diwan ad-hoc, die Staatsbürgerschaft an den christlichen Glauben zu binden. Juden

war es deshalb nach Artikel 46 des Pariser Kongresses von 1858 verboten, die rumänische Staatsbürgerschaft zu erlangen – im Gegensatz zu anderen Bevölkerungsgruppen wie den Armeniern und Griechen.

Das „internationale Konzert“ um die *rumänische Judenfrage* nahm hier seinen Anfang. Die Maskilim ließen sich von der zunehmenden jüdenfeindlichen Stimmung der rumänischen Intelligenzija nicht beeindrucken – im Gegenteil: Mithilfe einiger westeuropäischer Kontakte



Die Große Synagoge von Jassy/Iasi wurde um 1670 errichtet.

Foto: Corey Samuels

konnten die Maskilim ihre mediale Reichweite erhöhen. Das jüdische Pressewesen in den Donaufürstentümern konnte dank des französischen Journalisten Armand Lévy und des osmanischen Diplomaten Abraham Halfon etabliert werden. Ziel der Maskilim war es, die Ressentiments der Rumänen und die Ängste der konservativeren Juden durch publizistische Aufklärung in ihrer Umgangssprache zu entkräften. In diesem Kontext half ebenfalls das erstarkende Bewusstsein innerjüdischer Hilfe, das sich zunehmend professionell organisierte. Die erste humanitär-jüdische Organisation, die *Alliance Israélite Universelle* (1860) fokussierte sich neben Einsatzorten in Nordafrika und dem Nahen Osten u.a. auch in Rumänien. – Dieser Einsicht, dass jüdische Selbsthilfe und Intervention im Namen der lokalen Jüdinnen und Juden auf dem internationalen Parkett erfolgen muss, schlug ein neues Kapitel jüdischer Sozialgeschichte auf.

Die beschriebenen Entwicklungen deuten bereits an, dass das Verhältnis zwischen der rumänischen Intelligenzija mit der Vorstellung eines rumänischen Staates ohne fremde Einmischung in dessen Politik auf der einen Seite, und die international-aktivistischen Maskilim mit Hilfe der AIU auf der anderen Seite zu politischen Kontroversen führen würde. Die anstehende Regierungszeit Cuzas stand hinsichtlich der Staatsbürgerschaft für Juden unter einem ungünstigen Stern.

Nachdem Cuza von beiden Fürstentümern gewählt wurde, war zunächst die programmatische Agenda von der politischen, militärischen und administrativen Zentralisierung beider Staaten hin zur Union bestimmt. In der Zeit zwischen der Union (1859) und der Proklamation des Fürstentums Rumänien (1861) blieb die Judenpolitik eine programmatische Nebenangelegenheit. Die Zentralkommission von Focșani, ein Gremium aus Abgeordneten beider Diwane, sollte im Sommer 1859 die „graduelle Emanzipation der Juden“ unter Anweisung von Mihail Kogălniceanu elaborieren.



Mihail Kogălniceanu war seit der Wahl Alexandru Ioan Cuzas zum Fürsten der Moldau und der Walachei im Januar 1859 in die politischen Angelegenheiten der Donaufürstentümer involviert. Als Unterrichtsminister begründete er 1863 die Universität in Jassy/Iași; von 1863 bis 1865 war er Premierminister. Quelle: Moldauische Post

Das staatliche Interesse an akkulturierten ‚Rumänen jüdischen/mosaïschen Glaubens‘ nahm unter Cuza programmatische Formen an: Kogălniceanu forderte die moldauischen Rabbiner in einem Schreiben (1859) auf, die Gemeinden zur optischen Akkulturierung anzuleiten. Die traditionelle Kleidung (z.B. der Kaftan) sollte der westlichen Mode weichen. Noch im selben Jahr appellierte Kogălniceanu sogar direkt an jüdische Jugendliche, eine rumänische Schule zu besuchen und sich für die Armee zu verpflichten. Die jüdischen Gemeinden reagierten mit Misstrauen gegenüber der staatlich-oktroierten Modernisierung. – Woher kam diese Einstellung?

Die divergenten Meinungsbilder im rumänischen Judentum sind hier vor allem kulturell-religiös erklärbar. Das aschkenasische Judentum in der Moldau war mehrheitlich wertekonservativ im religiösen und sozialen Bereich. Die Maskilim machten bereits seit den 1840er-Jahren Erfahrungen mit diesen traditionellen Kräften in der Moldau, die große Antipathien gegenüber den *Progressiven* hegten. Es konnten im Bildungswesen kleinere Erfolge mit der Einrichtung von säkularen Schulen erzielt werden, doch das Gros der moldauischen Juden hatte weder Interesse an der staatlichen noch der innerjüdischen Modernisierung. Die Maskilim hatten vor allem in der Walachei ihre Unterstützer – eine aktive, aber numerische Minderheit.

Die Folgejahre nach der Proklamation räumten Cuza einen größeren politischen Handlungsspielraum ein. Der Staatsstreich von 1864 ermöglichte dem Fürsten ohne Zustimmung des Kabinetts, Entscheidungen

durchzusetzen. Die Hauptreformen (Säkularisierung von Klostergütern, Agrarreform) wurden im Verlauf der Jahre 1863/1864 diktatorisch durchgesetzt, wobei Cuza international auf die Gunst der unterstützenden Mächte hoffen musste. Die Gewährung von Staatsbürgerrechten an die rumänischen Juden wurde von Cuzas Regierungen stückweise vorbereitet und Gegner der Maskilim ausgeschaltet. Die Regierung unter Kogălniceanu (1863-1865) vollbrachte die Enthebung und Exilierung von Malbim, dem damaligen Oberrabbiner von Bukarest, der sich explizit gegen die Maskilim ausgesprochen hatte.

Die Malbim-Affäre wurde zum internationalen Streitfall und involvierte internationale Größen wie Sir Moses Montefiore, der sich gegen die Gefangennahme Malbims aussprach. Fürst Cuza lehnte eine Rückkehr Malbims später ab und bot stattdessen eine Entschädigung an. Fürst Cuza war sich der internationalen Reichweite seiner Handlungen bewusst und taktierte zwischen eigenen Vorstellungen reformierten Staatsbürgertums, den divergierenden innenpolitischen Vorstellungen und dem internationalen Druck. – Die Maskilim konnten sich einerseits auf die Unterstützung von Organisationen wie die AIU verlassen, andererseits machten die pluralen Meinungen innerhalb der jüdischen Gemeinden Rumäniens den Maskilim sehr zu schaffen und erreichten nur kleine Fortschritte um die gesellschaftliche Akkulturierung.

Die Gesetzgebung unter Cuza verzeichnete eine ambivalente Tendenz: Einerseits wurde die Anerkennung von einheimischen Juden (1862), der Dienst von Juden als Sanitäter in der Armee (1862), ein kontroverses Gemeindegesetz (1864) durchgesetzt, andererseits wurde die Selbstverwaltung der jüdischen Gemeinden aufgehoben und ein einschränkendes Gesetz zum Bau von Synagogen erlassen (1862). Die Judenpolitik Cuzas zeigt die politisch-strukturellen Schwierigkeiten des jungen Nationalstaates, der in dieser frühen Konsolidierungsphase um internationale Anerkennung die Emanzipation der jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger hintanstellt.

Die höchst positive Bewertung von Cuzas Judenpolitik, wie sie von Cargher exemplarisch geäußert wird, kann anhand der Ergebnisse meiner Bachelorarbeit nicht gehalten werden. Obwohl die Bestrebungen der rumänischen Regierungen unter Cuza beziehungsweise von Cuza selbst eindeutig auf die dauerhafte staatsbürgerliche Integration abzielten, konnte in den sieben Jahren Herrschaft nicht einmal die „graduelle Emanzipation“ erreicht werden. Im historischen Querschnitt ist die Judenpolitik Cuzas ein Beispiel für die problembehaftete Konsolidierungsphase des rumänischen Staates und dessen Überforderung mit einer potenten Minderheit, die nicht in die intellektuelle Projektion des ethnisch-homogenen Nationalstaates passte.

Jan Pruschke (geb. 1999) schloss 2022 seinen Bachelor of Arts in den Fächern Geschichte und Philosophie ab. Er absolviert gegenwärtig eine Ausbildung zum Fachangestellten für Medien- und Informationsdienste (FaMI) an der Universitätsbibliothek Mainz.

Clacă, Ocol und Mămăligă

VON JOHANN WELLNER

Die deutschsprachige Minderheit Rumäniens kann als vielfältig beschrieben werden. Selbst innerhalb der einzelnen Bevölkerungsgruppen von Rumäniendeutschen lässt sich deren jeweilige Herkunft auf oft ganz unterschiedliche Regionen und Mundarten zurückführen. Als Beispiel hierfür sind die „Bukowinadeutschen“ heranzuziehen, die sich aus sog. Schwaben (de facto Pfälzern), Deutschböhmen, Zipsern sowie der städtischen deutschen Bevölkerung zusammensetzen beziehungsweise zusammensetzten. Aus diesem Grunde sollte die Sammelbezeichnung Bukowinadeutsche mit Vorsicht behandelt werden, da dies die tatsächliche sprachlich-kulturelle Vielfalt verdeckt.

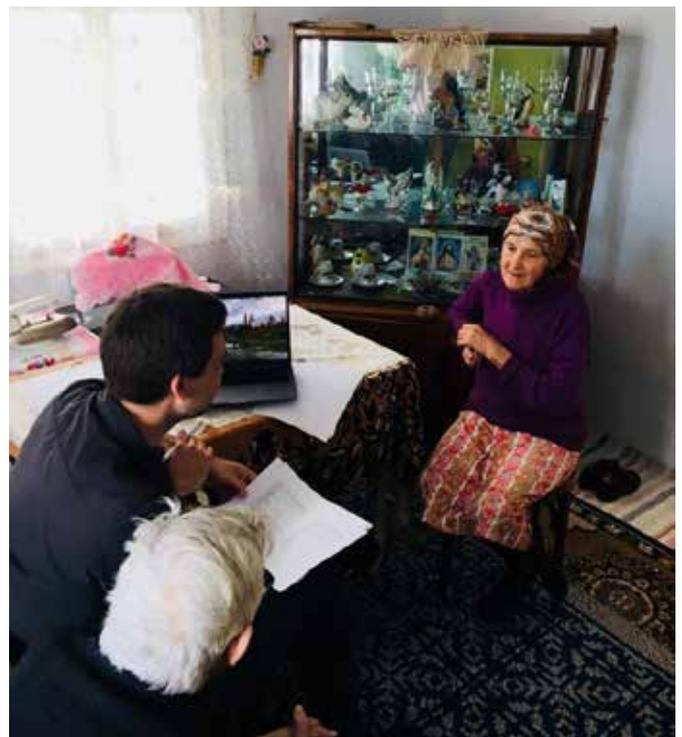
Angesiedelt wurden die Bukowinadeutschen ab dem Ende des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, nachdem die Habsburger die Region 1774 von den Osmanen annektiert hatten. Gemäß den Ideen des Josephinismus strebte man eine Peuplierung der spärlich besiedelten Gegend an, hierzu wurden unterschiedlichste Volksgruppen, hauptsächlich aus den Gebieten der Habsburger, ins Land geholt. Etwa 10 Prozent davon machten schließlich Deutsche aus, mehreren Statistiken zufolge bildeten dabei die Deutschböhmen letztlich den zahlenmäßig umfangreichsten Anteil.

Die Deutschböhmen der Bukowina rekrutierten sich aus einem schmalen Landstreifen des Böhmerwaldes im heutigen Tschechien mit einem Zentrum um Bergreichenstein/Kašperské Hory. Aufgrund von Überbevölkerung kam ihnen die Möglichkeit der Auswanderung sehr gelegen. Gemäß dem Plan der österreichischen Administration sollten sie ihre aus der Heimat vertrauten Fertigkeiten der Glasbläserei fortführen und in der Bukowina eine Glasindustrie aufbauen. Hinsichtlich der sprachgeographischen Herkunft sind die Deutschböhmen der Bukowina dem nordmittelbairischen Dialektraum zuzuordnen. Das heißt, dass sie aufgrund der Übergangsregion sowohl sprachlich niederbayerische Elemente als auch in geringerem Umfang Charakteristika aufweisen, die spezifisch für die Oberpfalz sind. Im Zuge der zusätzlichen Vermischung von Siedlern aus verschiedenen Dörfern des Auswanderungsraumes im Böhmerwald in den neuen Siedlungen der Bukowina hat sich diese Durchmischung verschiedener Elemente verstärkt. Insgesamt können über zehn deutschböhmische Siedlungen gezählt werden, darunter komplette Neugründungen wie Fürstenthal/Voievodeasa oder Einsiedlungen in bereits bestehende Ortschaften oder Städte wie Radautz/Rădăuți.

So neigen die Mundarten mancher deutschböhmisches Ortschaften der Bukowina beispielsweise im Bereich der Diphthonge mehr zu oberpfälzischen Lautungen, andere eher zu niederbayerischen. Diese Dialekte

haben sich bis zuletzt gut erhalten. „Bis zuletzt“ meint in diesem Rahmen sowohl bei den wenigen in der Bukowina verbliebenen Deutschböhmen als auch bei den im Zuge des Zweiten Weltkrieges nach Deutschland Umgesiedelten. So konnten etwa noch in den 1970ern mehrere Sprecher mit deutschböhmisches Mundart aufgezeichnet werden, in der Nachkriegszeit erfolgten ebenso Erhebungen von Umgesiedelten in der Bundesrepublik. 2019 traf der Autor dieses Beitrags mit Unterstützung von Eduard Mohr (Vorsitzender des Vereins der Buchenlanddeutschen Radautz) noch etwas überraschend auf eine kompetente Sprecherin in Glitt/Clit. Es handelt sich dabei vermutlich um die letzte noch in der Bukowina ansässige Person, die des Deutschböhmisches mächtig ist.

Neben dem Aufeinandertreffen niederbayerischer wie oberpfälzischer Elemente zeichnen sich die deutschböhmisches Dialekte der Bukowina insbesondere durch den Einfluss der sie umgebenden Fremdsprachen aus. Im Wesentlichen ist hierbei das Rumänische zu nennen, da sich die Mehrheit der deutschböhmisches Siedlungen in der Südbukowina befand, in der historisch eine rumänische Mehrheitsbevölkerung bestand. Die Region blieb auch nach 1940 Teil von Rumänien. Dieser Einfluss spiegelt sich beispielsweise in den Ebenen des Wortschatzes und des Satzbaus wider. Lautliche Einwirkungen sind in den Mundarten nicht zu erkennen.



*Sprachaufnahme der 2019 in Glitt/Clit angetroffenen letzten, noch in der Bukowina lebenden Deutschböhmisches-Sprecherin.
Foto: Archiv Johann Wellner*

Den Großteil der Entlehnungen aus dem Rumänischen bilden Nahrungsmittel. Dieses Phänomen lässt sich sehr häufig für Sprachen im Kontakt bemerken, stellen doch für Einwanderer in der neuen Region verbreitete Speisen einen ersten und umfangreichen Begegnungspunkt dar. Hierzu gehören im Falle der Deutschböhmen beispielsweise *Mămăligă* oder *Borschtsch*. Daneben treten Personen- oder Berufsbezeichnungen zutage, etwa *Chauffeur*, *Cioban* oder *Cumetri*. Ersteres ist auch für bairische Dialekte nicht untypisch, fand aber wohl erst mehrheitlich zu einem Zeitpunkt aus dem Französischen Eingang in die Sprache, als die Auswanderung bereits abgeschlossen war. Dementsprechend erscheint es durchaus möglich, dass das von manchen Sprechern als generelle Bezeichnung für „Fahrer“ verwendete Wort das rumänische *Șofer* ist. *Cioban* meint „Hirte“, erwähnt eine Sprecherin aus Schwarzthal/Vadul-Negrilesei im Kontext einer Weihnachtsgeschichte, vielleicht trägt der Begriff hier die spezifische Bezeichnung für einen rumänischen Hirten, möglicherweise hat er aber auch gänzlich – zumindest im Falle dieser Sprecherin – das ursprüngliche Wort *Hirte* verdrängt. Im Falle einer Sprecherin aus Karlsberg/Gura Putnei erscheint *Cumetri*, das rumänische Wort für „Taufpaten“. Davon abgesehen kennen jedoch die meisten Gewährspersonen noch die für das Bairische eigenen Bezeichnungen (*Töte/Tote*). Auf die Frage nach „Gepäck“ gibt eine Sprecherin aus Katschika/Cacica den Ausdruck *Bagage* (rum. *bagaj*) an. Auch dieses Wort wurde zunächst aus dem Französischen übernommen, im Bairischen ist es ebenfalls verbreitet und bezeichnet dort mittlerweile jedoch in übertragener Form in eher abwertender Weise eine Gruppe von Menschen. Die ursprüngliche, erhaltene Bedeutung für „Gepäck“ kann einen Hinweis darauf darstellen, dass das Wort aus dem Rumänischen ins Deutschböhmische drang.

Ein weiteres häufig von Entlehnungen betroffenes Feld



Deutsches Haus in Radautz/Rădăuți, Zentrum der deutschen Minderheit der Stadt.
Foto: Johann Wellner

bilden Landwirtschaft und Handwerk. Als Beispiel im Deutschböhmischen lässt sich hierfür *Ocol* aufführen, es bezeichnet den „Pferch“ und wurde von den rumänischen Bauern übernommen. Des Weiteren hat interessanterweise auch ein alter Brauch aus dem Böhmerwald einen

neuen Namen in der Bukowina erhalten. Aus dem beliebten Federnschleiß, also dem abendlichen Zusammenkommen unter Nachbarn zur Ausrichtung der entsprechenden Tätigkeit, wurde *Federnclacă*. Zugrunde liegt hier das rumänische Wort für „Frondienst“. In einer Aufnahme aus Karlsberg taucht zudem *Kukuruzclacă* auf, dieser Begriff wurde somit auf weitere gemeinschaftliche Tätigkeiten ausgedehnt – in diesem Fall dem Aufbereiten des geernteten Mais. *Kukuruz* wiederum geht auf den österreichischen Spracheinfluss zurück und stammt ursprünglich aus dem Slawischen.

Neben dem Bereich des Wortschatzes, anhand dessen sich in der Regel am ehesten und deutlichsten sprachkontaktliche Einwirkungen offenbaren, zeigen sich im Deutschböhmischen der Bukowina jedoch auch geringfügige Einflüsse im Satzbau. Mehrere Gewährspersonen drücken beispielsweise „brauchen“ durch die wahrscheinlich aus dem Rumänischen abgeleitete Konstruktion *brauchen haben* aus, etwa: „Geld brauchen wir immer haben“ oder „Das Kind ist so klein, sie braucht haben einen Zumel“ (*Zumel* meint ‚Sauger‘, ein Lehnwort aus dem Tschechischen, dadurch tritt zugleich der Einfluss aus Böhmen zu Tage). Dieses Phänomen erscheint einzig bei in der Bukowina verbliebenen Sprechern, was die zunehmende Anlehnung an das Rumänische nach Verdrängung des Deutschen als Amtssprache verdeutlicht. Zugrunde liegt vermutlich die rumänische Ausdrucksweise *a avea nevoie*, was sich wörtlich übersetzen lässt als „Bedürfnis/Bedarf haben“. *Brauchen* wird nach wie vor als Vollverb behandelt und dementsprechend konjugiert, jedoch nicht durch ein Substantiv *Bedarf (haben)* ersetzt. Entgegen der rumänischen Bildungsweise bleibt das Hilfsverb *haben* (rum. *avea*) im Infinitiv. Unter Anlehnung der im Rumänischen zweiteilig ausgedrückten Struktur von *brauchen (avea = ‚haben‘ + nevoie = ‚Bedürfnis‘)* ergab sich dieser Überlegung folgend eine Übertragung der Zweiteilung in die deutschböhmische Mundart. Dieses Phänomen wurde ebenso bereits in der deutschen Verkehrssprache der Bukowina beobachtet.

Außerdem sticht ein teils im Deutschen oder Bairischen ungewöhnlicher Gebrauch des Reflexivpronomens *sich* ins Auge. Dies spiegelt sich in häufigen Konstruktionen wie *sich spielen* (eine Auswahl an Beispielen: „Die Kinder spielen sich am Berg“, „Die Kinder spielen sich auf der Wiese“, „Er eilt sich zum Bahnhof“, „Der Schnee hat sich geschmolzen“). Auch dies erscheint lediglich bei denjenigen Gewährsleuten, die nach Umsiedlung noch in der Bukowina zurückblieben. Im Falle von *spielen* könnte man an die rumänische Ausdrucksweise *a se juca* denken (*se = ‚sich‘*), *sich schmelzen* erinnert an die reflexive Bildung unpersönlicher Verben im Rumänischen, etwa bei Wetterphänomenen (*a se topi*.)

Darüber hinaus besteht bei einer in Putna noch nach dem Krieg lebenden Sprecherin eine Besonderheit. Sie ersetzt quasi regelmäßig das Personalpronomen *wir* durch *uns* („Uns haben zwei Kühe“, „Uns sind ins Dorf gefahren“). Zurückzuführen könnte dies auf

die rumänischen Personalpronomen sein, dabei gleicht die Nominativform (*noi = wir*) der betonten Akkusativform (*noi = uns*). *Uns* verdrängte im spezifischen Fall dieser Sprecherin wohl *wir*. Eine vielleicht vergleichbare Vereinfachung existiert im Afrikaans, dem Niederländischen Südafrikas.

Neben den rumänischen Einflüssen lassen sich in den deutschböhmisches Mundarten auch Übernahmen anderer Sprachen und Varietäten vorfinden. Zu nennen ist das Ukrainische, denn die wenigen deutschböhmisches besiedelten Dörfer der Nordbukowina trafen dort auf eine ukrainische Mehrheitsbevölkerung. Entsprechend zeigen sich lediglich bei Sprechern aus diesen Ortschaften ukrainische Lehnwörter, beispielsweise *Reskal* (Schaufel), *Buraki* (Rüben) oder die Lehnbildung *grüne Feiertage* für Pfingsten (ukr. *Zeleni svjata*). Aus dem bereits erwähnten Tschechischen bzw. dem Slawischen aus der Zeit in Böhmen stammen neben *Zumel* (Sauger) auch Bezeichnungen für Nahrungsmittel wie *Schmetten*, *Golatschen* oder *Haluschki*. Doch auch die österreichische Amts- und Verkehrssprache hinterließ deutliche Spuren, sie übte ja bereits zur Zeit in Böhmen als auch unvermindert nach Auswanderung in die Bukowina erheblichen Einfluss aus. Anzuführen sei etwa die Bildungsweise des Reflexivpronomens der 1. Person in der Mehrzahl, etwa „wir setzen **sich** nieder“ (statt „wir setzen **uns** nieder“). Dies gilt als typisch für den Wiener Raum und lässt sich bei manchen Gewährspersonen konsequent feststellen. Markant sind ebenfalls etliche Berufs- oder Nahrungsmittelbezeichnungen, die das Deutschböhmisches klar vom sonst eigentlich dialektal sehr eng verwandten Bairisch jenseits der Höhenzüge auf Seite des Bayerischen Waldes abheben. Hierzu zählen Ausdrücke wie österreichisch *Tischler* statt bayerisch *Schreiner*, *Fleischer* statt *Metzger*, *Paradeiser* statt *Tomate*, *Frucht* statt *Getreide* etc.

Auf den Gesamtbestand der Aufnahmen aus den 1960ern/70ern sowie der Aufzeichnung von 2019 hin gesehen, machen sprachkontaktliche Einflüsse nur einen äußerst geringen Anteil aus. Hierfür lassen sich mehrere Faktoren annehmen. Zunächst ist zu erwähnen, dass bei noch umfangreicheren Sprachaufzeichnungen und spezifischeren Fragen durchaus weitere Lehnwörter ans Tageslicht getreten wären. Erkennbar wird dies z. B. bei den um 1900 nach Kansas ausgewanderten Deutschböhmern aus der Bukowina, hierzu gibt es Untersuchungen von Alfred Wildfeuer oder Gabriele Lunte. Auch Siegfried Mirwald, selbst gebürtiger Deutschböhme aus dem heute ukrainischen Augustendorf (rum. Mesteceni, ukr. Банилів-Підгірний) listet in einem Heimatbuch zum lokalen Wortschatz etliche aus benachbarten Fremdsprachen übernommene Ausdrücke auf. Generell mag der geringe Umfang an Lehnwörtern u.a. etwa im Zusammenhang mit der Konfession stehen. Anders als die meisten benachbarten Volksgruppen waren die Deutschböhmern katholischen Glaubens, dies grenzte sie insbesondere von den anderen deutschsprachigen Gruppen ab. So bekannten sich die Schwaben sowie die Zipser grundsätzlich zum Protestantismus. Des Weiteren lagen viele

der deutschböhmisches Siedlungen geographisch recht abgeschlossen an den Waldhängen der Karpaten, teils in zuvor unbewohnten Tälern. Deshalb kann vermutet werden, dass der Kontakt zu Nachbarn eher eingeschränkt und nicht alltäglicher Natur war. Hinzu kommt, dass bis



Bergwerksanlage in der Zipersiedlung Luisenthal/Fundu Moldovei in der Südbukowina (Postkarte, 1914).
Quelle: Privatsammlung / www.muzeulartalemnului.ro

zur Umsiedlung 1940 Deutsch die dominierende Sprache der Bukowina war, als Amts- und auch als Verkehrssprache, zudem bestand eine zahlenmäßig große und wachsende deutschböhmisches Gemeinschaft in den von ihnen bewohnten Orten. So gesehen lagen in der Regel kaum nennenswerte Gründe vor, zu anderen Sprachen der Umgebung, etwa dem Rumänischen, zu wechseln. Dies folgte erst im Zuge der Umsiedlung des Großteils der Bukowinadeutschen. Mit dem abrupten Schwinden des Deutschen und der nun erheblich marginalisierten Gruppe an Deutschböhmern setzte ein rascher Übergang zum Rumänischen ein, das nun als dominierende Sprache fungierte. Deutlich offenbart sich dies im Vergleich der Mundarten der in der Bukowina Verbliebenen mit denen der Umgesiedelten. So haben zwar beide noch in einer weitgehend reinen Form den ursprünglichen und teils althergebrachten Dialekt aus dem Böhmerwald erhalten, doch sind bei ersterer Gruppe eindeutig mehr und stärkere Einwirkungen aus dem Rumänischen zu erkennen.

Abschließend ist festzuhalten, dass der rumänische beziehungsweise fremdsprachliche Einfluss im Deutschböhmisches als anschauliches Beispiel für die frühere Multikulturalität der Bukowina dienen kann. In Folge des Zweiten Weltkrieges wurde diese Vielfalt jedoch zerschlagen und ist inzwischen nur noch spurenhaf greifbar.

Dr. Johann Wellner ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und war jahrelang Teil des Forschungszentrums Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa (FZ DiMOS) an der Universität Regensburg. 2022 erschien seine Dissertation „Vom Künischen ins Karpatische. Die deutschböhmisches Dialekte der Bukowina“.

Das Ulmer Donauschwabenufer

VON JAN-MICHAEL DAUNER

„Die schlichten Tafeln (...) wollen uns daran erinnern, dass die meisten unserer Vorfahren von Ulm aus auf der Donau in eine erhoffte bessere Zukunft gezogen sind. Die Tafeln erinnern aber auch an den mit viel Fleiß geschaffenen Wohlstand, an Tod und Vertreibung.“ So deutete der Bundesvorsitzende der Donauschwaben, Josef Jerger, das Ulmer Donauschwabenufer. Dieses lässt sich mittlerweile als eine Pilgerstätte für die zahlreichen Nachfahren der donauschwäbischen Aussiedler des 18. Jahrhunderts charakterisieren. Mit Musik und Tanz, mit Reden und Gedenken wird Jahr für Jahr an diejenigen erinnert, die sich vor fast 300 Jahren gen „Ungarland“ aufmachten. Genauso wird derjenigen gedacht, die nach Ende des Zweiten Weltkrieges aus eben jenen Gebieten brutal vertrieben wurden. Möglich machen dieses Gedenken zwei Denkmäler, die sich vor der Wilhelmshöhe und dem Stadtmauertor zum „Saumarkt“ befinden: zum einen das von der Stadt ausgeschriebene und 1958 umgesetzte „Ahnen-Auswandererdenkmal“ und zum anderen die an der Stadtmauer angebrachten Gedenktafeln der jeweiligen Auswanderergemeinden. Diese wurden ab den 1980er-Jahren immer weiter ergänzt, sodass sich 2023 insgesamt 27 Tafeln verschiedenster Gemeinden aneinanderreihen. Das „Ahnen-Auswandererdenkmal“ wirft

Auswanderung. Allen voran das zur Donau gerichtete stilisierte Schiff. Auf diesem stehen ein Mann und eine Frau, die ein kleines Bündel bei sich trägt. Das Hauptaugenmerk liegt auf dem kreuzförmigen Gebilde, welches aus dem Schiff herausragt. Unabhängig ob als flüchtig vorbeigehender Fußgänger oder als interessierte Touristin, eine religiöse Assoziation wird bei den meisten Betrachtenden geweckt. Das überdimensionierte Kreuz, welches durch seine Proportionen wohl kaum als Mast identifiziert werden kann, lässt in Zusammenspiel mit der dreiköpfigen Personengruppe schwerlich eine andere Deutung zu. Erinnern diese doch stark an die Ikonen der heiligen Familie, ist in Symbiose mit dem Schiff auch eine Parallele zur „Flucht der heiligen Familie aus Ägypten“ erkennbar. Das Denkmal betont so die religiösen Motive der Auswanderung. Entgegen dieser Deutung sind die damaligen Beweggründe jedoch vornehmlich in weltlichen Gründen zu finden. So waren es Hungersnöte, das bestehende Erbsystem und der Wunsch nach ökonomischem und sozialem Aufstieg, der die Menschen aus ihrer Heimat zum Abfahrtsort nach Ulm führte. Solche kühlen Kosten-Nutzen-Überlegungen spart das Denkmal aus. Vielmehr zeichnet es einen tugendhaften Kolonisten, der, auf seinen Glauben gestützt, neues Land bewirbt. Ein weiteres Attribut, welches das Denkmal den Kolonisten zuschreibt, ist ein unerschütterlicher (durch den Glauben verstärkter) Wille, widrigen Umständen zu trotzen. Dafür steht das wenige Gepäck, welches die Familie bei sich trägt. Ein Neuanfang „bei Null“ scheint es für einen Großteil der Kolonisten jedoch nicht gewesen zu sein. Hausrat und Nutztiere fanden sich nicht selten an Bord. Noch bedeutender war das „unsichtbare Gepäck“ der Auswanderer. Sie brachten neben einem nicht unerheblichen Vermögen auch Kenntnisse über die „Dreifelderwirtschaft“ mit. Das Bild eines Auswanderers der allein durch Glauben und inneren Willen äußere ungünstige Faktoren überwinden und etwas erreichen will, ist daher mit Vorsicht zu genießen.

Etwas über die Wege der Auswanderer ab Ulm erfährt man vor allem an den Gedenktafeln. Unter den vier übergeordneten Tafeln befinden sich weitere 23 Tafeln mit einem Übergewicht der Dörfer in der Batschka. Diese Dominanz der späteren jugoslawischen Gemeinden nimmt auch Einfluss auf die Geschichtsdeutungen. Was ein Großteil der Gedenktafeln hingegen vereint, sind wiederkehrende Abbildungen, die symbolisch für die Ansiedlung stehen.

So wird das Symbol der Donau verwendet, um den Weg zwischen Auswanderungsort und Einwanderungsgemeinde zu demonstrieren. In den Festtagsreden am Donauschwabenufer wird der Strom als „friedliche



Das am 9. August 1958 eingeweihte Auswandererdenkmal in Ulm ist ein zentraler Erinnerungsort der Donauschwaben. Foto: Approbe

durch seine besondere Konstruktion ein Schlaglicht auf die Auswanderung aus dem reichsdeutschen Gebiet nach Ungarn. Die verschiedenen Stilelemente machen dem Betrachtenden dabei ein spezielles Deutungsangebot der

Mutter“ gelobt. An anderer Stelle ist sie der Weg in eine „hoffnungsvolle bessere Zukunft“. Das Prinzip der Hoffnung und des Friedens ist so unweigerlich mit der Donau verstrickt. Auch die Donau wird so mit religiös-christlicher Symbolik in Verbindung gebracht: Die Überfahrt erinnert an die Überquerung des Flusses Jordan durch die Israeliten. Dieser religiöse Anachronismus erweist sich an dieser Stelle als stimmig, da die Kolonisten sich von ihrem alten Leben befreien und in ein vermeintlich besseres im neuen Land aufbrechen. Unter Ausklammerung der religiösen Deutung erscheint die Darstellung der Donau als mythischer Transferraum noch stimmiger. Denn die Tafeln bleiben uns Schilderungen der konkreten Überfahrt schuldig. Die Gründe für diese vagen Erzählungen stehen in Kontinuität zur Entwicklung eines Bildes vom „tugendhaften Kolonisten“ am Auswanderndenmal. Denn die Fahrten selbst wurden größtenteils von der Wiener Zentralregierung organisiert und durchgeführt. Die Überfahrt auf den Ordinari-Schiffen fand auf engem Raum statt. Dabei konnten sich Krankheiten ausbreiten; Faktoren, die dem Bild des unaufhaltsamen und durch Glauben getragenen Kolonisten abträglich wären. Denn die Auswanderer wurden in dieser Situation vielmehr zu Objekten eines übergeordneten Verwaltungsapparates und während der Fahrt waren sie abhängig von äußeren Faktoren. Die Donau daher als Hoffnungskorridor zu installieren, bietet sich zur Aufrechterhaltung des Bildes an.

Die Tafeln in ihrer gesamten Beschaffenheit werfen ein spezifisches Licht auf die Ansiedlungszeit. Durch die Anordnung zweier Jahreszahlen, deren erste für die Ankunft der ersten Siedler und deren zweite für die Vertreibung steht, wirken die Tafeln auf die Betrachter wie Grabsteine. Damit steht die erste Jahreszahl für „die Geburt“ einer Gemeinde. Die Kolonisten scheinen hier aus einer Gemeinschaft heraus neue bewohnbare Gebiete unter widrigsten Umständen „aus dem Nichts“ zu erschaffen. Insbesondere in der Anfangszeit machte das Klima den Kolonisten sehr zu schaffen, Seuchen breiteten sich aus und viele starben. Die Darstellungen der Ansiedlungen klammern dabei jedoch aus, dass die Ansiedlungsbehörden ein ökonomisches Interesse an den Siedlern und deren Fertigkeiten besaßen. Um dieses auszuschöpfen, war der Zentralregierung daran gelegen, die Einwanderer an landwirtschaftlich günstigen Orten anzusiedeln. Maßnahmen wie Kanalbauten sollten die Neusiedler ökonomisch unterstützen. Wien als wichtiger staatlicher Akteur findet jedoch keinen Eingang in das Denkmal, vielmehr bedient man sich der religiösen Parallele in Anknüpfung an die „heilige Familie“ im Boot und die Donau als Jordan, indem nach der Wüstenwanderung der Israeliten die Inbesitznahme und der Aufbau des neuen Landes folgt. Das Schaffen aus dem Nichts wird vor allem durch landwirtschaftliche Elemente wie Pflugschar und Ähren in den Tafeln demonstriert. Auch hier darf die Leistung der Kolonisten gewürdigt werden.

Am Donauschwabenufer wird dies zu einseitig dargestellt, als sei der wirtschaftliche Erfolg einzig und allein auf die Schaffenskraft der Siedler zurückzuführen. Die Startunterstützungen durch die österreichischen Kaiser erhalten keinen Platz am Erinnerungsort.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Ikonographie des Ulmer Donauschwabenufers einen auffallend detailreichen Fokus auf die Auswanderung und den Aufbau einer neuen Heimat legt. Doch damit endet die Erzählung der Auswanderung „abrupt“. Erst die Vertreibungen ab 1944 werden wieder detailreich auf den



Gedenktafeln am Donauschwabenufer in Ulm.

Foto: Silvia Petzoldt

Tafeln abgebildet. Dieser Erinnerungsort entwickelt somit eine „Black-Box“ zwischen Ansiedlung und 1944. Der Betrachter kennt die Bedingungen und die Gründe für die Ausreise, die Umstände und den Arbeitseifer im neuen Gebiet. Er identifiziert auch die Vertreibungen zu Kriegsende. Doch was „dazwischen“ war bleibt im Dunklen. Welche Gründe für die Aussparung eines Zeitraumes von fast 200 Jahren sprechen, soll im Folgenden beleuchtet werden:

Das Donauschwabenufer lädt den Betrachter ein, die Zeit zwischen Ansiedlung und Vertreibung mit den dargestellten Bildern zu füllen. So ergibt sich ein vermeintlich schlüssiges Bild, das die Ansiedler und deren Nachkommen als arbeitende, gläubige Gemeinschaft charakterisiert. Die „Zwischenzeit“ war jedoch ein Zeitraum, in der die soziale Mobilität unter den „Donauschwabern“ stark zu- und die dörfliche Solidarität abnahm. Reiche Familien kauften Land auf, während Kleinbauern unter Agrarkrisen zu leiden hatten. Eine solche wirtschaftliche Differenzierung passt nicht in das entworfene Bild einer Leidensgemeinschaft der Donauschwabern, die gemeinsam allen Widrigkeiten zum Trotz, „ihr“ Land bewirtschaften konnte. Die lineare Meistererzählung würde durch soziale Disparitäten ins Wanken geraten.

Die Darstellungen der Gemeindekirchen bieten dem Betrachter hingegen ein unterschiedliches Interpretationsangebot. Einerseits kann die Kirche als Institution zur Bewahrung von Glauben und Tradition gesehen werden. Die Kirche galt in der frühen Neuzeit als Institution, die die Kollektivbildung eines Dorfes zementierte. Zumindest bis ins 19. Jahrhundert lässt sich eine solidarische Dorfgemeinschaft in den ländlichen Gegenden des Banats und der Batschka feststellen, die sich in unterschiedlichen Dialekten, Bräuchen und Kleidungen

manifestierte. Die Kirche steht jedoch auch für den Glauben. Bis ins 19. Jahrhundert war auf dörflicher Ebene Religiosität ausgeprägt. Industrialisierung, Liberalismus und zunehmender Wohlstand führten ab Ende des 19. Jahrhunderts zu einem Rückgang der Frömmigkeit. Diese Aspekte kommen am Donauschwabenufer nicht zum Tragen. Im Gegenteil transferiert das Kirchenbild in einer Zeit, die von Umbruch und sozialer Mobilität geprägt ist, den Eindruck von Kontinuität und Einheit. Dadurch bleibt der Duktus der „donauschwäbischen Frömmigkeit und Einheit“ bewahrt.



Gedenktafel für die ehemals donauschwäbische Siedlung Jarek (serb. Bački Jarak, ung. Járomos) in der Batschka am Ulmer Donauschwabendenkmal.
Foto: Jan-Michael Dauner

Neben der Frömmigkeit lässt sich das Kirchensymbol als Zeichen von Frieden verstehen. In den Festtagsreden wird betont, die Kolonisten seien nicht als „Besitzer oder Eroberer“ gekommen. Der Hinweis auf die friedliche Landnahme ist wesentlicher Bestandteil in der Meistererzählung der Donauschwaben. Ein Grund für Unfrieden zur Ansiedlungszeit war jedoch kaum gegeben. Durch die Eingliederung der Gebiete nach dem Ersten Weltkrieg in den Staat der Slowenen, Kroaten und Serben ist die Narration von Frieden nicht mehr tragbar. Staatliche Agitationen belasteten die deutsche Minderheit stark. In Zusammenspiel mit der Weltwirtschaftskrise konnte eine nationalsozialistische Keimzelle entstehen. Spätestens mit der Besetzung der Vojvodina 1941 war das friedliche Zusammenleben erloschen. Deutsche verübten Gräueltaten an Andersdenkenden und Juden. Zwar blieb es in der Batschka vergleichsweise friedlich, „Volksdeutsche“ zeigten jedoch eine große Kriegsbereitschaft. Vor allem die SS-Division „Prinz Eugen“ verübte zahlreiche Kriegsverbrechen. Die Auslassung dieses düsteren, aber bedeutenden Kapitels in der donauschwäbischen Geschichte verfolgt das Ziel, den Vorfahren durch die Hyperbel der friedlichen Ansiedlung und dem stets friedlichen Zusammenleben der Ethnien „eine weiße Weste“ zu verleihen. Der radikale Bruch des vermeintlich selbstgeschaffenen Friedens durch fremde, äußere Gewalt und den folgenden Vertreibungen verleiht den Landsmannschaften die Möglichkeit, eine ganz bestimmte politische

Botschaft des Friedens über die Vergangenheit nach außen zu vermitteln.

Die Meistererzählung beginnt ihr „Kapitel“ mit der Vertreibung aus den einst deutsch besiedelten Gebieten Jugoslawiens und Ungarns ab 1944. Die Geschichte der Banater und Sathmarer Schwaben in Rumänien nahm durch ihre Deportation in die Sowjetunion 1945 einen ganz anderen Verlauf.

An den Gedenktafeln liest sich das wie der „Tod“ der jeweiligen donauschwäbischen Gemeinden. Die Flucht markiert den Start der Gräueltaten, die Faktoren „davor“ finden keinen Eingang in die Erzählung. Kritik an der Volksgruppenführung aufgrund der zu spät ausgeführten Evakuierung und dem Einzug kaum wehrfähiger Männer wird in den Festtagsreden unterlassen. Die Ausklammerung folgt dem Muster, der Beteiligung am zweiten Weltkrieg und an nationalsozialistischer Agitation keinen großen Raum zu gewähren. Obwohl in den Festtagsreden alle Facetten der Gewalt gegen die deutschsprachige Bevölkerung thematisiert werden, liegt doch ein besonderer Fokus auf dem Raub der Heimat. Ob der Brutalität der Misshandlungen und Ermordungen mag dieser Fokus überraschen. Abschließend kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden, ob Aussagen zu diesen Gewalttaten auch unter dem Aspekt der Festlichkeiten zurückgestellt wurden. Die Tendenz eines starken Fokus auf die Vertreibung vollendet jedoch die Meistererzählung der donauschwäbischen Migrationsgeschichte. Der friedlichen Ansiedlung, die aus eigener Kraft erreicht worden ist, also durch innere Faktoren bedingt, steht die feindliche Vertreibung gegenüber. Durch das Ausklammern der Beteiligung an der Gewaltspirale während des Zweiten Weltkrieges werden Gewaltfaktoren als von den „Donauschwaben“ unabhängige Gründe für die Vertreibung pointiert. Die friedliche Ansiedlung auf der einen und die gewalttätige Vertreibung auf der anderen Seite, lassen die „Donauschwaben“ und deren Nachfahren als einen Akteur erscheinen, der sich trotz unrechtmäßiger Gewalt dem Axiom des Friedens verschreibt. Eine zweite Deutung, warum einige Gräueltaten gegen die Vorfahren wenig in den Fokus rücken, ist damit verbunden: Erst die Nüchternheit bestätigt ihr Ansinnen, auf „Rache und Vergeltung“ zu verzichten. Durch die Benennung der Zahlen und Fakten legitimieren sie sich zu einem objektiven politischen Akteur mit friedensstiftender Botschaft. Zusammen mit der „Meistererzählung“ erlaubt dies den donauschwäbischen Nachfahren, eine identitätsstiftende und handlungsleitende Botschaft nach außen zu vermitteln und dem Donauschwabenufer eine geschichtspolitische Bedeutung zu verleihen.

Jan-Michael Dauner studiert Geschichte, Politik und Geographie (Master Ed.) an der Universität Mainz. Ein besonderes Forschungsinteresse entwickelte er im Bereich der Geschichts- und Erinnerungskultur. In Ulm aufgewachsen und mit der Stadt eng verbunden, beschäftigt er sich mit der Geschichte der Donauschwaben und deren monumentaler Darstellung.

Moldauisch, Rumänisch, Russisch?

VON AXEL BORMANN

Nachdem das noch aus postsowjetischer Zeit stammende Sprachengesetz der Republik Moldau 2018 vom Verfassungsgericht als obsolet aufgehoben worden war, verabschiedete das Parlament im Dezember 2020 eine Neufassung, die, kaum in Kraft getreten, wiederum durch das Verfassungsgericht kassiert wurde. Der Streit um die Sprachengesetzgebung beleuchtet, gleichsam unter einem Brennglas, die Konfliktlinien, welche die widerstreitenden politischen Gruppen in der Republik Moldau trennen und darüber hinaus eine effiziente Rechtssetzung erschweren, nicht zuletzt auf Kosten der im Land lebenden Minderheiten mit ihren Sprachen.

Die Sprachengesetze von 1989 und 2020

Noch kurz vor dem Jahresende 2020 wurde in der Republik Moldau ein neues Sprachengesetz in das parlamentarische Gesetzgebungsverfahren eingebracht und in der Rekordzeit von zweieinhalb Wochen verabschiedet. Treibende Kraft der Gesetzesinitiative waren Abgeordnete der pro-russischen und antieuropäischen Partei der Sozialisten der Republik Moldau. Die Verordnung ersetzt die vom Verfassungsgerichtshof 2018 für obsolet erklärte Regelung zum selben Sachbereich aus dem Jahr 1989, die noch stark (post)sowjetische Züge trug und die der russischen Sprache in Verwaltungspraxis, Bildungswesen und anderen öffentlichen Bereichen eine herausragende Rolle zuordnete.

Da es sich bei der Republik Moldau trotz ihrer eher geringen Größe und Bevölkerungszahl um einen multiethnischen Staat handelt, in dem das Verhältnis der unterschiedlichen Volksgruppen nicht immer frei von Spannungen ist, schien ein Ersatz für die vom Verfassungsgerichtshof aufgehobene Regelung gerade auch mit Blick auf den Schutz der ethnischen Minderheiten und die tägliche Verwaltungs- und Gerichtspraxis nicht abwegig. Die Bevölkerungszusammensetzung variiert lokal erheblich; der Anteil ethnischer Russen etwa liegt im Ballungsraum Chişinău oder auch in Transnistrien deutlich höher als im Durchschnitt des Landes.

In dem neuen Gesetz fällt auf, dass die Sprachbezeichnung „Moldauisch“ keinerlei Verwendung mehr findet, insoweit ausschließlich auf die „Amtssprache“ Bezug genommen wird. Die Sprachbezeichnung „Moldauisch“ wird, unabhängig von sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen über das Ausmaß der Eigenständigkeit der moldauischen gegenüber der rumänischen Sprache, überwiegend mit einer nationalistischen Konnotation verwendet, von der sich politische Kräfte, die einem integrativen Zusammenleben der in der Republik Moldau ansässigen Bevölkerungsgruppen zuneigen, eher abgrenzen.

Spezielle Regelungen enthält das Gesetz hinsichtlich der russischen und der gagausischen Sprache. Russisch ist demnach in seiner Funktion als interethnisches Verständigungsmittel zu schützen und zu entwickeln, während die gagausische Sprache besonders zu fördern ist

und auf dem Gebiet der autonomen Region Gagausien als dritte offizielle Staatssprache neben die moldauische und russische Sprache tritt. Das Gesetz enthält weiterhin eine Garantie für den Gebrauch der Muttersprache auch im Behördenverkehr in den Minderheitengebieten. In den anderen Landesteilen kann im Verhältnis zu den Behörden sowie im Verkehr mit Wirtschaftssubjekten sowohl Rumänisch als auch Russisch Verwendung finden. Für den Bildungsbereich enthält das Gesetz zudem eine Garantie für die Verwendung der rumänischen und der russischen Sprache (beziehungsweise für Gagausisch in dem entsprechenden autonomen Gebiet). Insgesamt ist das Gesetz erkennbar von dem Bemühen geprägt, die auf dem Gebiet der Republik Moldau gesprochenen Minderheitensprachen (neben Gagausisch sind dies vor allem auch Bulgarisch und Ukrainisch) nicht nur nicht zu diskriminieren, sondern durch diverse staatliche Maßnahmen zu fördern und zu erhalten.



Forderungen der Nationalbewegung, Februar/März 1989, Kischinau/Chişinău (auf Rumänisch in kyrillischer Schrift): „Wir wollen Gerechtigkeit.“ „Staatssprache und lateinische Schrift.“ Quelle: Arhiva Națională a Moldovei

Das moldauische Verfassungsgericht und die Sprachgesetze

Schon im Februar 2021 wurde das Gesetz allerdings durch das Verfassungsgericht in Gänze aufgehoben. Wurde das Gesetzesprojekt selbst noch durch Abgeordnete der pro-russischen und antieuropäischen Partei der

Sozialisten der Republik Moldau in das Parlament eingebracht und mit der Mehrheit der mit der Partei verbundenen politischen Gruppierungen verabschiedet, erfolgte die Antragstellung beim Verfassungsgericht durch eine Gruppe von Abgeordneten europafreundlicher Parteien, die dem ehemals von der heutigen Staatspräsidentin Maia Sandu angeführten ACUM!-Block nahestanden.

Wie oben angemerkt, hatte das Verfassungsgericht im Juni 2018 bereits die Vorgängerregelung von 1989 vollständig außer Kraft gesetzt. Maßgeblich beteiligt an der Antragstellung für das damalige Normenkontrollverfahren durch eine Gruppe von Parlamentsabgeordneten war auch eine Gruppe um den Politiker, ehemaligen Parlamentspräsidenten und zeitweisen kommissarischen Präsidenten der Republik Moldau Mihai Ghimpu, der die Partei *Frontul Popular din Moldova* (Volksfront der Moldau) mitgegründet hatte. Diese Partei war bekannt für ihre ausgeprägt nationalistischen und minderheitenfeindlichen Positionen und strebte u.a. die Wiedervereinigung mit Rumänien an. Charakteristisch für die noch aus der Endphase der Sowjetunion stammende Regelung war eine ausgeprägte Privilegierung

der russischen Sprache, die als Minderheitensprache der rumänischen Sprache mindestens gleichgestellt wurde. In praktischer Hinsicht normierte das Gesetz eine umfassende Zweisprachigkeit hinsichtlich sämtlicher gesetzlicher und untergesetzlicher Normen, im Verwaltungs- und Gerichtsverkehr sowie im Bildungswesen. Zudem enthielt das Gesetz eine Reihe von Regelungen, die durch das Ende der Sowjetunion und die nachfolgenden politischen Veränderungen obsolet wurden, wie etwa die Normierung der russischen Sprache als „Sprache der Verständigung zwischen den Nationen der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“.

Hinsichtlich dieses Normenkontrollverfahrens bezüglich eines noch aus spätsowjetischen Zeiten stammenden Gesetzes stand das Verfassungsgericht vor dem grundsätzlichen Problem, dass Artikel 4 Absatz 2 des Verfassungsgerichtsgesetzbuchs dem Verfassungsgericht die Befassung mit Gesetzen verbot, die bereits vor dem Inkrafttreten der aktuellen Verfassung am 27. August 1994 in Kraft getreten waren. Das Gericht löste dieses Problem, indem es den Artikel mit der betreffenden Vorschrift des Verfassungsgerichtsgesetzbuchs kurzerhand selbst für verfassungswidrig erklärte und im Übrigen die Entscheidung über das Sprachgesetz (1989) weitgehend in den Bereich der Zulässigkeitsprüfung verlegte. Dadurch vermied das Gericht, sich zu detailliert mit den materiell-rechtlichen Argumenten der Antragsteller auseinanderzusetzen, die sich sämtlich auf die neue Verfassung stützten. Das Gericht verlegte sich vielmehr auf das Argument, das Gesetz sei insgesamt „obsolet“ beziehungsweise „veraltet“ und deshalb nicht mehr anwendbar. Um

diese für das moldauische Verfassungsgericht neue Argumentationsfigur zu begründen, trieb das Gericht einigen Aufwand und führte Referenzen bis hin zu indischen und schottischen Obergerichten an. Auf dieser Grundlage erklärte das Verfassungsgericht ein Gesetz für nicht mehr anwendbar, das zur Zeit einer andersartigen staatlichen Verfasstheit der Republik Moldau erlassen wurde und mit dieser eng verbunden war und den aktuell bestehenden Gegebenheiten dieser staatlichen Verfasstheit nicht mehr gerecht wurde. Die einstimmig ergangene Entscheidung wies somit den Normenkontrollantrag weitgehend ab, hob aber dennoch das Sprachgesetz (1989) vollständig auf.

Nachdem mit der Aufhebung des Sprachgesetzes (1989) keine gesetzliche Grundlage für den verwaltungspraktischen Umgang mit den Minderheitensprachen mehr bestand, ließen Initiativen für eine Neufassung, unter Fortschreibung einer starken Position des Russischen, nicht lange auf sich warten und führten zur Verabschiedung des Sprachgesetzes von 2020. Hierbei wurde die im Jahr 2020 für reichlich sechs Monate bestehende politische Patt-Situation



Moldauische Briefmarke herausgegeben 1999 zur Feier des 10. Jahrestages der Rückkehr zur lateinischen Schrift.
Quelle: Moldauische Post

bestehende politische Patt-Situation instrumentalisiert, in der politische Kräfte um den ehemaligen Präsidenten Igor Dodon eine Regierungsbildung blockierten. Das neue Gesetz war damit von Beginn an keine Kompromisslösung, die längeren Bestand hätte haben können. Es war vielmehr geprägt von einer offensichtlich über die Grenzen der moldauischen Verfassung hinausgehende Privilegierung der russischen Sprache, der eine neue Rolle als „interethnische Sprache“ zugeordnet wurde, gleichsam als Ersatz für die im Sprachgesetz (1989) normierte besondere Rolle des Russischen als Sprache der Kommunikation

zwischen den Völkern der ehemaligen Sowjetunion.

Wie nicht anders zu erwarten, folgte ein Normenkontrollverfahren zur Überprüfung der Verfassungsmäßigkeit des neuen Gesetzes fast nahtlos nach dessen Verabschiedung. Das Verfassungsgericht folgte darin weitgehend der Kritik der Antragsteller. Es begründete die Verfassungswidrigkeit des Gesetzes dabei sowohl mit formalen als auch materiellen Verstößen gegen die moldauische Verfassung. In formaler Hinsicht sei u.a. die Budgetzuständigkeit der Regierung verletzt worden, diese müsse bei jedem Gesetz, das Auswirkungen auf den laufenden Haushalt habe, vorab konsultiert werden. Derartige Auswirkungen auf den Haushalt lasse das Gesetz jedoch in erheblichem Maße erwarten, u.a. seien durch die Aufwertung der russischen zur allgemeinen „zwischenethnischen Sprache“ erhebliche Belastungen des Haushalts durch Übersetzungsleistungen und die allgemeine Ausweitung einer Zweisprachigkeit von Rumänisch und Russisch in großen Teilen der Verwaltung absehbar. Das Gesetz verstoße

jedoch auch gegen materielles Verfassungsrecht, so gegen Art. 13 der Verfassung, der die rumänische Sprache (in der Verfassung noch als „moldauische Sprache“ bezeichnet) zur Staatssprache bestimme und auch den Schutz und den Erhalt der anderen auf dem Gebiet der Republik Moldau gesprochenen Sprachen anordne. Die Regelungen des Gesetzes hätten eine weitgehende faktische Gleichstellung der rumänischen und der russischen Sprache im öffentlichen Bereich zur Folge, was der funktionalen Zuschreibung der rumänischen Sprache als „Staatssprache“ zuwiderlaufe. Erkennbar ist zudem, dass das Verfassungsgericht sich nicht einer umfassenden Förderung der Minderheitensprachen an sich entgegenstellt. Den Richtern zufolge sei diese schon wegen der Vorschriften des Art. 16 der moldauischen Verfassung zugunsten des Minderheitenschutzes von der Verfassung gedeckt. Dies werde etwa besonders deutlich bei den im Sprachgesetz (2020) ebenfalls enthaltenden Vorschriften zu Schutz und Förderung der gagausischen Sprache als eine der bedeutenderen Minderheitensprachen, auch wenn dies in der Verfassung nicht explizit vorgegeben sei.

„Moldauisch“ oder „Rumänisch“?

Eine gesetzgeberische Entscheidung gab es jüngst allerdings zu einem anderen umstrittenen Thema: Soll die Bezeichnung der Staatssprache in der Republik Moldau nun „Moldauisch“ oder aber „Rumänisch“ lauten? Diese Frage ist schon seit der Zeit vor Erlangung der moldauischen Eigenstaatlichkeit umstritten. Während aus linguistischer Sicht wohl wenig für eine gesonderte Bezeichnung des in der Republik Moldau gesprochenen Rumänischen spricht, war und ist die Selbstzuschreibung in der Bevölkerung diesbezüglich geteilt, mit einer gewissen Mehrheit für „Moldauisch“, jedenfalls in der letzten verfügbaren repräsentativen Befragung von 2004.

Im März 2023 erging schließlich ein Gesetz, dass eine klare staatliche Entscheidung in dieser Frage trifft: Nicht nur die Staatssprache selbst heißt nun „Rumänisch“, sondern die betreffenden Begriffe wurden auch in sämtlichen aktuell geltenden Normativakten ausgetauscht. Auch die bisher gern verwendeten Platzhalter „Staatssprache“, „Amtssprache“ und „Muttersprache“ wurden durch „rumänische Sprache“ ersetzt.

Fazit und Ausblick

Das für verfassungswidrig erklärte Sprachengesetz wurde schließlich im Juni 2022 durch Parlamentsbeschluss komplett aufgehoben, bisher aber nicht durch eine Neuregelung ersetzt. Angesichts der gegenwärtigen Entwicklungen, nicht zuletzt im Zusammenhang mit dem von Russland gegen die Ukraine geführten Angriffskrieg, wird eine Neuregelung, die die faktische Mehrsprachigkeit der Republik Moldau angemessen berücksichtigt, wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen.

In der Republik Moldau besteht seit Jahrzehnten ein Konflikt hinsichtlich der rechtlichen Stellung der

russischen Sprache im Verhältnis zur moldauischen beziehungsweise rumänischen Sprache. Dieser Konflikt ist von Beginn an stark politisch geprägt und überfärbt. Die Positionen zum Verhältnis der Sprachen korrelieren meist eng mit der Haltung der jeweiligen politischen Gruppierungen zur Positionierung des Landes in Europa beziehungsweise im Verhältnis zur Russischen Föderation. Mit der jüngsten Präsidentschafts- und Parlamentswahl von 2020/2021 hat das Pendel einmal mehr in Richtung Anbindung der Moldau an die Europäische Union ausgeschlagen. Bei den Parlamentswahlen am



Moldauische 10-Lei-Gedenkmünze von 2019 gewidmet dem 30. Jahrestag der Verabschiedung der Gesetze über die Staatssprache und die Wiedereinführung der lateinischen Schrift. Auf der Vorderseite ist am Münzrand das lateinische Alphabet eingraviert. Auf der Rückseite der Münze ist der „verzauberte Vogel“ (pasărea măiastră) zu sehen, der den Sonnenstrahlen entgegenfliegt, als Symbol für die Wiedergeburt der nationalen Spiritualität, darüber ist das Staatswappen der Republik Moldau abgebildet.
Quelle: www.bnrm.md

12. Juli 2021 gewann die Partei Aktion und Solidarität (PAS), der auch die derzeitige moldauische Präsidentin Maia Sandu bis zu ihrer Wahl angehörte, die absolute Mehrheit der Parlamentssitze. Die Nachhaltigkeit dieser Entwicklung bleibt allerdings ungewiss. Nicht zuletzt lastet auf dem Land mit dem *frozen conflict* um Transnistrien eine erhebliche Hypothek. Während Russland den Konflikt um das faktisch eigenstaatliche Gebiet als ein Faustpfand gegen die weitere Annäherung des Landes an die EU in Gang hält, ist für die Moldau eine EU-Beitritts-Perspektive solange verstellt, wie die „Transnistrienfrage“ nicht nachhaltig gelöst wird.

Derzeit ist nicht erkennbar, ob ein neues Sprachengesetz für die PAS und die von ihr gebildete Regierung eine Priorität darstellt. Außer Frage steht allerdings, dass diesbezüglich der Bedarf nach einer einfachgesetzlichen Lösung gegeben ist, der über die naturgemäß lediglich allgemeine Regelung der Verfassung hinausgeht. Ein ausgewogenes und funktionales Sprachengesetz scheint schon aus verwaltungstechnischen Gründen für das mehrsprachige Land unabdingbar. Ebenso wird es aber als Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung des Verhältnisses der unterschiedlichen Ethnien zueinander sowie für die weitere Annäherung des Landes an die EU benötigt.

Axel Bormann ist Wissenschaftlicher Referent für rumänisches und moldauisches Recht am Institut für Ostrecht München und Rechtsanwalt.

Nachruf auf Richard Wagner

Die Verhältnisse verändert

VON KENDE VARGA

Am 14. März 2023 starb nach langer Krankheit Richard Wagner, einer der bedeutendsten Autoren, der den rumäniendeutschen literarischen Diskurs bereits seit Anfang der 1970er-Jahre bis heute wesentlich mitbestimmte. Als Mitbegründer der literarischen Formation „Aktionsgruppe Banat“ brachte er die als rumäniendeutsch bezeichnete, zu ihrem Beginn eher provinzielle Literaturszene auf das Niveau der großen deutschen Literatur.

Der als Banater Schwabe am 10. April 1952 in Lowrin geborene Richard Wagner veröffentlichte schon zu seiner Schulzeit im deutschen Lyzeum von Großsanktnikolaus/Sânnicolau Mare seine ersten literarischen Texte, die in den Beilagen der „Neuen Banater Zeitung“ erschienen. Bereits damals stand er in Kontakt zu jenen Mitschülern, mit denen er 1972 die „Aktionsgruppe Banat“ gründete. Gemeinsam mit ihnen veröffentlichte Wagner bis zur gewaltsamen Auflösung der Gruppe im Jahr 1975 seine experimentierfreudigen, die literarischen Traditionen ihrer Vorläufer völlig ausklammernden lyrischen Texte. Vorbilder waren Denker und Lyriker sowohl aus dem Westen, als auch aus dem östlichen, sozialistischen Teil Europas, wie etwa die Wiener Gruppe, Rolf Dieter Brinkmann, Bertolt Brecht oder Volker Braun. Die unregelmäßige, ungewöhnlich moderne sprachliche Gestaltung seiner Texte behielt Wagner auch in den Gedichtbänden „Klartext“ (1973), „Die Invasion der Uhren“ (1977) sowie „Hotel California 1“ (1980) und „Hotel California 2“ (1981) bei.

Für uns als Angehörige der Nachwende-Generationen, welche die Repressalien und Unterdrückung durch das staatssozialistische Regime nicht aus eigener Anschauung kennen, sind die Texte Wagners Ausrufezeichen, die uns an die Fehlbarkeit des Menschen und die immer wiederkehrenden negativen gesellschaftlichen Verhältnisse erinnern, die abgebaut, verbessert oder vor allem verändert werden müssen, wie in seinem Gedicht „Dialektik“ („Wortmeldungen“, 1972) zu lesen ist: *„wir haben die verhältnisse erkannt / wir haben beschlossen sie zu verändern / wir haben sie verändert // dann kamen andere / die haben die veränderten verhältnisse / erkannt und haben beschlossen / sie zu verändern (...)“*.

Die in Anbetracht der ständigen Überwachung und Zensur – meisterhaft verschlüsselten Inhalte der Texte aus der Anfangsphase seiner literarischen Tätigkeit nehmen zwar einen Bezug auf den rumäniendeutschen Kontext der 1970er- und 1980er-Jahre, sind aber gerade dank

ihrer Abstraktheit auch unter den Rahmenbedingungen unserer Zeit sehr gut verständlich. Das ständige Hinterfragen unter dem Deckmantel spielerischer, experimenteller Ausdrucksformen wirkt 50 Jahre später in nahezu gleicher Weise beeindruckend.

Wagners lakonische, manchmal aber auch ausgesprochen ironische Sprache ist auch in seinem nach der Übersiedlung in die Bundesrepublik 1987 entstandenen Werk

spürbar, in dem er sich stärker der Prosa zuwandte („Ausreiseantrag“, 1988; „Begrüßungsgeld“, 1989). Allerdings zeugen auch seine späteren Lyrikbände von seiner ungeheuer facettenreichen Produktivität und Vielschichtigkeit.

Wagner liefert uns mit seinem ganzen Leben und Werk Anhaltspunkte im politischen Wirrwarr der Demokratien und Halbdemokratien des 21. Jahrhunderts. Seine Überlegungen, die er in Bezug auf die Vergangenheit anstellt, verlieren keinesfalls ihre Geltung mit der Zeit. Die Botschaft seiner Werke ist genauso aktuell wie ehemals. Sei-

ne Stimme ist mit seinem endgültigen Schweigen nicht verstummt. In seinen Erzählungen und Gedichten fühlen wir uns weiterhin von unterschiedlichen Figuren aus Ost- und Westeuropa angesprochen, wie z. B. von dem „Mann, der einen Verdacht hatte“ in „Der Mann, der Erdrutsche sammelte“ (1994), von Werner Zillich in „Habseligkeiten“ (2004) oder auch von Sandra Horn in „Belüge mich“ (2011).

Man gewinnt den Eindruck, dass Richard Wagner nie Angst davor hatte, sich mit heiklen, manchmal auch schmerzhaften Themen wie der Aufdeckung der IM-Vergangenheit seiner Zeitgenossen, auseinanderzusetzen und diese – literarisch oder im öffentlichen Bereich – zu thematisieren. Seine Wortmeldungen waren zugleich moralische Stellungnahmen, die für uns, die jüngere Generation, als Vorbild dienen sollten. In seinem letzten, 2015 erschienenen Prosawerk „Herr Parkinson“ tut er dies gerade im Hinblick auf seine Krankheit. In seinem anfänglichen Statement taucht wieder das „alte“ Motiv der ständigen Veränderungslust auf: *„(...) mit dem Zustand der Welt stand es schlecht. Nun war ich zwar weder ein Weltverbesserer noch ein Weltretter, aber auch das bloße Zuschauen war nicht meine Sache.“* Vielleicht hatte er recht, vielleicht war er kein Weltretter, doch ein Weltveränderer war er für viele ohne Zweifel.

Kende Varga ist am Institut für Germanistik der Pannonschen Universität Wesprim/Veszprém (Ungarn) tätig.



Richard Wagner (1952-2023).
Foto: Konrad Klein

Sonntag

VON TEODOR BORDEIANU

Die Würfel drehten sich in der Luft und fielen auf das auf dem Tisch offen liegende Backgammon-Spielbrett.

„Zwölf! Ich sag ja, heute läuft es gut“, rief eine Frau einem Mann mit einer Kappe auf dem Kopf zu, der ihr gegenüber saß.

Pfarrer Alexei drehte den Kopf, er mochte sie nicht hören. Es gab erstaunlich viele Leute im griechischen Café. Ausgerechnet heute, da er hierhergekommen war, um sich auszuruhen und sich ein bisschen zu sammeln.

„Bitte“, sagte der Kellner, während er ihm den Kaffee vorsetzte.

„Wieviel macht das? Ich möchte jetzt bezahlen, ich bleibe nicht lange.“

„Geht aufs Haus, nicht nötig zu zahlen“, lächelte der Kellner.

Alexei lächelte zurück. Er dankte ihm kurz für den Kaffee und zündete sich eine Zigarette an. Das Licht eines warmen Frühlingssonnentags hüllte das gesamte Lokal ein und brachte den Tisch unter dem Fenster, an dem er saß, zum Leuchten.

Er hatte eine schwere Woche gehabt. Neben seiner kleinen Kirchengemeinde arbeitete er noch Vollzeit in einem IT-Unternehmen. Gestern noch sah er sich gezwungen – trotz der Tatsache, dass es Wochenende war – bis zwei Uhr morgens zu arbeiten, um eine Software zu programmieren. Sein Chef wollte das Produkt noch am Sonntagmorgen versenden. Die Tatsache, dass Alexei Samstagabend und Sonntagmorgen die Messe lesen musste, war für den Manager unerheblich. Die Sache musste getan werden.

Er strich über seinen vorzeitig ergrauten Bart – er war noch keine vierzig Jahre alt – und nippte an seinem starken Kaffee.

„Ich will dich hier nicht mehr sehen! Faulpelz!“, hatte ihm sein Vater zugerufen, als er ihn vor einigen Jahren das letzte Mal sah. Er war überzeugter Atheist. Aber noch mehr war er von einer Sache überzeugt, und zwar, dass Alexei kein anderes Ziel hatte, als ihm seine Wohnung zu nehmen. So würde es die Frau des Popen wollen, diese merkwürdige Frau. Deshalb besuchte ihn sein Sohn. Natürlich war er auch sehr traurig, dass sein einziger Sohn in das finstere Lager der Dummköpfe übergegangen war. „Aus Faulheit“, sagte er. Jetzt lag Alexeis Vater auf der Intensivstation und Alexei hoffte, noch einmal mit ihm sprechen zu können. Aber

er hatte nicht die leiseste Ahnung, wie er die Diskussion beginnen sollte. Geschweige denn, ihm zu sagen, er solle beichten ... Er blinzelte ein paar Mal nervös und fragte sich nur, wie sein Vater diesen Vorschlag aufnehmen würde.

Es wäre wieder ein Skandal! Und er wollte jetzt wirklich keinen Skandal mit ihm. Seit dem Tod seiner Frau hatte sich sein Vater noch weiter von Alexei entfernt, und die Bekehrung des brillanten Informatikabsolventen vergrößerte die Distanz zwischen ihnen nur noch mehr. „Was kann man machen, wenn er dumm ist?“, sagte sein Vater manchmal, brach das Gespräch ab und sah weg.

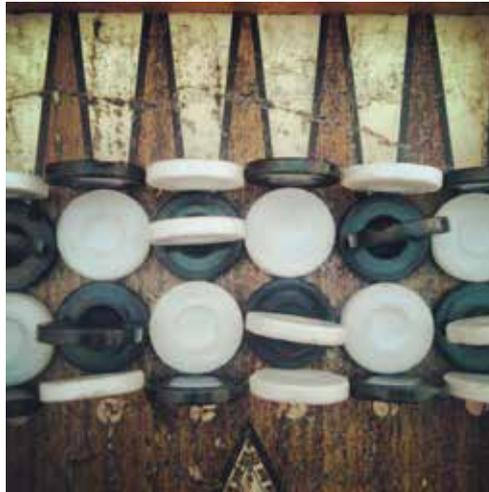
„Nein, nein!“

„Doch, doch, ich habe dir immer wieder gesagt, sei vorsichtiger, wenn du würfelst. Guck mal, ich habe schon wieder gewonnen“, entgegnete lächelnd der Mann mit der Mütze seinem Gesprächspartner. Alexei bemerkte, dass das Licht nicht mehr so intensiv war. Wie lange hatte das Spiel der beiden gedauert? Wie viele Spiele gab es? Er hatte sicher keinen Kaffee mehr. Er stand auf, drehte sich zur Bar, lächelte und zeigte dem Kellner auf die leere Tasse. Bevor der Kaffee kam, zündete er sich noch eine Zigarette an. Vor einigen Monaten hatte er wieder mit dem Rauchen begonnen. Zu viel Stress.

„Ich sag es dir, wenn du dich auf dieses Stipendium bewirbst, hast du sehr gute Chancen! Du kannst Dich direkt bewerben, ohne bei den Professoren vorstellig zu werden“ – an einem anderen Tisch sagte dies eine junge Frau einer Freundin, die eifrig ein Schweinesoufflé ohne Zwiebeln verschlang.

Stipendien. Alexei lächelte. Er hatte auch einmal einen akademischen Austausch gemacht. Er lächelte wieder und erinnerte sich an die menschenleeren Straßen der Stadt in der Nähe des Schwarzwaldes, die er gerne nachts durchstreifte, alleine, nach einer langen Lektüre oder einer Nacht im Club.

Der dritte Kaffee ... oder der zweite, fragte sich Alexei. Es war, als wäre es der zweite. Dieser zweite oder dritte Kaffee wühlte ihn noch mehr auf. Er zündete sich eine weitere Zigarette an und musterte weiter den Müllcontainer gegenüber, in dem eine alte Frau mit einem Stock wühlte. Er hatte Mitleid, sein Vater hätte auch in diesem Zustand sein können, wenn Alexei es nicht geschafft hätte, sich mit einem seiner ältesten Kumpel anzufreunden.



„Sonntag“ – Backgammon-Steine in einem griechischen Café, Chişinău 2014.
Foto: Teodor Bordeianu

Er hatte ihm in den letzten Jahren Geld durch ihn geschickt. Dieser gab das Geld seinem Vater als Darlehen, dann verlangte er es als großzügiger Mensch einfach nicht mehr zurück. Für diesen Service brachte Alexei ihm manchmal auch eine Tüte mit Lebensmitteln.

„Wissen Sie, ich bin auch Mitglied dieser Loge“, sagte ein junger Mann, der am selben Tisch wie die Backgammonspieler saß, gestikulierend einer eleganten Dame mit abwesendem Blick.

Alexei erkannte in dem jungen Mitglied den Dirigenten des Theaters, das ein paar Straßen vom Café entfernt war. Er wusste, dass er, nachdem er Positionen in mehreren unbedeutenden Orchestern im Westen erhalten und verloren hatte, sich hier einnistete, wo er immer als großer österreichischer Dirigent präsentiert wurde.

Die Dame sprach leise, man konnte nicht hören, was sie sagte, aber der Dirigent antwortete laut auf jeden Satz und enthüllte, um Eindruck zu schinden, recht diskrete Aspekte der Organisation. Fest davon überzeugt, dass ihn hier auf Deutsch niemand verstehen würde.

„Was schreit ihr wie die Ochsen, he!“ Der junge Dirigent sprach auf Rumänisch einige Gymnasiasten an, die an einem weiter weg stehenden Tisch Backgammon spielten.

„Sie sind keine Ochsen, sie sind Kunden wie wir, sie haben das Recht zu sprechen, wie sie wollen“, sagte Alexei auf Deutsch und sah ihnen dabei jeweils direkt in die Augen, mal dem Dirigenten, mal dessen Gesprächspartnerin. Dann zog er an seiner Zigarette und sah wieder aus dem Fenster.

Der Dirigent antwortete nicht. Aber er setzte sich sofort direkt neben die Dame. Flüsternd diskutierte er weiter.

Hier kann man sich heute nicht wirklich konzentrieren, dachte Alexei und erinnerte sich plötzlich, wie sein Vater einmal, ebenfalls an einem Sonntag, dasselbe gesagt hatte. Sie waren in der Küche, das Licht knallte ans Fenster wie heute Mittag. Vater hatte eine Zeitung mit Kreuzworträtseln mitgebracht, und Alexei suchte zwischen den Tellern im Kühlschrank nach Essen, öffnete und schloss die Tür.

„Man kann sich hier heute nicht konzentrieren!“ rief sein Vater. Neun-Buchstaben-Wort, die von Lenin gegründete Internationale. Wie kommt es, dass ich mich nicht erinnere?!

„Komintern“, sagte Alexei an einer Brezel knabbernd.

„Hehe“, lachte sein Vater. „Es scheint, dass sie euch

an dieser Schule doch etwas beibringen, trotz der Perestroika. Gut gemacht, Junge!“ fügte er mit einem gutmütigen Lachen hinzu.

Eine lärmende Gruppe junger Leute, darunter die beiden Mädchen, die zuvor über Stipendien gesprochen hatten, versuchte das Restaurant zu verlassen. Es war bereits Abend und nicht alle waren sicher auf den Beinen. Jemand umarmte einen Kellner. Ein Mädchen mit rosa Haaren lachte vor sich hin.

„Ich sage dir, es zählt nicht, ob du angenommen wirst oder nicht, du musst dich für dieses Stipendium bewerben, es versuchen, damit du nicht sagen kannst, dass du es nicht versucht hast“, redete die junge Frau beharrlich auf ihre Freundin ein, die ihr jetzt sicherlich nicht mehr zuhörte.

Alexei dagegen hörte. Tatsächlich spielte es wirklich keine Rolle mehr, ob er zustimmte oder nicht – wichtig war nur, dass sein Vater mit ihm redete. Er drückte die Zigarette halb aus. Er musste es versuchen. Jetzt.

Er steht auf, lässt was für den Kaffee auf dem Tisch, und steigt in den weißen O-Bus mit blauen Streifen. Dieser harmonierte gut mit den Gebäuden, die in den letzten Augenblicken des Abends in einem bläulichen Farbton erleuchtet wurden.

„Nächte Haltestelle ...“, war aus den Lautsprechern des O-Busses zu hören.

Pater Alexei passte nicht auf, er wusste, wohin er fuhr.



„Die Überraschung“ – Denkmal des Schriftstellers Fjodor Dostojewski vor der Russischen Staatsbibliothek (ehemals Staatliche Lenin-Bibliothek der UdSSR – „Leninka“), Moskau 2015. Foto: Teodor Bordeianu

Teodor Bordeianu wurde 1991 im Jahr der Unabhängigkeitserklärung der Republik Moldau von der Sowjetunion in Chişinău geboren. Er studierte Archäologie und Kunstgeschichte in Chişinău und Iaşi. Seinen Master machte

er als DAAD-Stipendiat in „World Heritage Studies“ 2017 an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg. Zurzeit lebt und arbeitet er in Berlin. Von Teodor Bordeianu sind bislang zwei Kurzprosaebände erschienen: „Ultima furtună“ (Der letzte Sturm, Editura Iulian, Chişinău 2013) und „Kurt“ (Editura Paralela 45, Piteşti 2019). – Die Übersetzung aus dem Rumänischen erfolgte von Basri Orlati während des Übersetzungsseminars von Ingrid Baltag. Beide hier veröffentlichten Erzählungen erschienen in seinem zweiten Prosaaband „Kurt“; sie wurden erstmals auf Deutsch im Wintersemester 2022/23 auf der Lesung von Bordeianu im Rahmen des Masterseminars „Sprachliche und kulturelle Vielfalt in der Republik Moldau“ von Dr. Josef Sallanz am Institut für Romanistik der Humboldt-Universität zu Berlin vorgestellt.

Die Überraschung

VON TEODOR BORDEIANU

Es ist schon ein paar Monate her, dass Vica von Saşa, dem alten Verkäufer antiquarischer Bücher, die gesamte Sammlung mit den Werken ihres Lieblingsschriftstellers im Original gekauft hat. Sie hatte einige Bücher in rumänischer Übersetzung gelesen, aber jetzt wollte sie es im Original probieren. Schließlich kennt sie ja die Sprache einigermaßen.

„20 Lei für einen Band“, sagte Saşa ihr dann und sah sie hinter seiner Brille an. „Und Sie müssen bei mir vorbeischaun, um sie abzuholen, da ich sie nicht alle hier habe.“

Sofort stimmte sie zu. Sie hatte keine Angst, zu Fremden nach Hause zu gehen. Das Zimmer, in dem sie wohnte, war sehr günstig, da der Besitzer, ein ehemaliges Mitglied des Obersten Sowjets, auch in der Wohnung wohnte. Ein sehr mürrischer Mann, über achtzig Jahre alt, der ihr dennoch manchmal Avancen machte. Sie wies ihn mit einer Gelassenheit zurück, auf die sie stolz war. Sie hatte also keine Angst, mit Fremden in deren Wohnung zu sein, überhaupt keine.

„Vica, ich werde zusätzliches Geld für das Licht verlangen. Du hast die ganze Nacht das Licht eingeschaltet und deine Technik läuft. Du bist nicht im Rechenzentrum. Ich verstehe ja, dass mal jemand zu dir kommt, aber so...“, sagte der Wohnungsinhaber heute Morgen mit einem schiefen Lächeln, während er seinen Kaffee trank und an seiner Zigarette zog. Er hatte eine besondere Freude daran, dass er so alt war, rauchte, Kaffee trank und sich gleichzeitig gesund und stark fühlte.

„Gut, gut“, sagte Vica, verließ die Wohnung und dachte an den Geldautomaten, der ihr gestern Null angezeigt hatte, obwohl ihr Stipendium vorgestern hätte kommen sollen.

Als sie abends aus der Stadt zurückkam, klopfte Mihail Victorovici erneut an ihre Tür.

„Mach das Licht aus“, sagte er durch die halboffene Tür.

Dann, nach einer kurzen Pause – er schaute noch immer durch die angelehnte Tür:

„Ich habe ihn auch gerne gelesen, als ich jung war“, sagte er und deutete mit dem Kopf auf den Stapel mit dem Gesamtwerk. „Mit ungefähr vierzig las ich ihn noch einmal vollständig. Er ist gut, sehr gut. In der Nähe der Leninka in Moskau steht seine imposante Statue. Das muss man gesehen haben, besonders im Winter, wenn es schneit, das ist etwas Surreales. Als ich jung war...“

„Ich mach sofort das Licht aus, Mihail Victorovici, gute Nacht“.

Der Wohnungsinhaber zog sich beleidigt zurück, er wollte auch noch einen Satz über seine Jugend sagen. Er fragte sich, ob er Vica eine Andeutung machen sollte. Nein, es war, als hätte er doch nichts im Sinn. Wenn er an Literatur dachte, dachte er im Allgemeinen nicht an Frauen. Wie immer: „Erst die Flieger, dann die Frauen“.

„Warte, lass mich das Licht anmachen, dann erzähl ich es dir“, sagte Vica zu der Freundin, mit der sie telefonierte, als sie den Raum betrat.

Die Birne ging nicht an. Auf dem Tisch, kaum sichtbar im blauen Abendlicht, lag ein weißes Papier. Sie nahm es und kniff die Augen zusammen. Der Vermieter hatte den Strom bis Ende des Monats abgeschaltet. Das Licht kostet zu viel. Er wird ihn nur noch morgens zwischen 8 und 10 Uhr und abends zwischen 19 und 22 Uhr einschalten. Das war's.

„Ich habe kein Licht!“ sagte Vica.

„Was?“ schrie die Freundin ins Telefon. „Wozu denn Licht? Hab dir grad gesagt, dass Alex, nachdem er dir gestern mitgeteilt hat, dass er dich verlässt, direkt ins Zimmer meiner Nachbarin von nebenan gegangen ist. Hörst du mich?“

Die Stimme ihrer Freundin ertönte aus dem auf dem Tisch abgestellten Telefon. Vica hörte nicht zu.

„Geh doch endlich auf, Tür“, sagte Vica und stieß die Wohnungstür auf, als sie am nächsten Tag von der Abschlussfeier zurückkam. Anscheinend war sie dort nicht lange geblieben.

Sie betrat das Zimmer und nahm das Buch, das sie gestern auf dem Bett liegen gelassen hatte. Es war dunkel im Zimmer – es war bereits Nacht –, sie stellt das Licht des Telefons stärker. Ach ja, das Licht, der Alte, was der mich nervt, sagte sie sich.

Lautstark zählte Vica die Stiche, die sie mit dem aus dem Dorf mitgebrachten Messer – ihre Mutter hatte es damals in eine Zeitung eingewickelt – in die Bettdecke ausführte, unter der jetzt der alte Mann liegen müsste, und die dann vom Kreispolizisten aufgenommen, dann vom Gerichtsmediziner untersucht werden müssten. Dann müssten sie nummeriert und fotografiert werden. Vielen gab sie zu tun.

„Es ist unter aller Sau, du wolltest mir die ganze Garderobe zerstören!“ hörte Vica am nächsten Morgen Mihail Victorovici brüllen, der schockiert die zahlreichen Löcher in den auf den Schmutzwäschehaufen geworfenen Hemden und Hosen betrachtete. Bevor er nach Ivancea in sein Ferienhäuschen fuhr, hatte er sie unter die Bettdecke gelegt.

„Unerhört!“ brüllte er. Vica war noch kaum wach.

„Was brummelt der alte Sack?“ Sie war noch benommen von gestern, sie konnte sich an nichts erinnern. Es wurde getrunken, sie hatte wohl auch etwas Dubioses geschluckt. Alex hatte sich an sie rangemacht, aber sie hatte ihn verflucht und war nach Hause zurückgekehrt. Sie hatte wohl noch einen Abschnitt aus dem fünften Band gelesen, dann aber ...

Oder wollte sie vielleicht gar nicht seine Garderobe zerstören? Dämmerte es plötzlich dem Wohnungseigentümer. Mihail Victorovici warf Vica am selben Abend aus der Wohnung und drohte, sie bei der Polizei anzuzeigen, wenn er sie wiedersähe. Sie sei ein gutes Mädchen, aber das sei nicht hinnehmbar, sagte er ihr.

Er sah sie nie wieder. Er starb eine Woche später im Schlaf an einem Herzinfarkt. Er hatte schließlich doch zu viel für sein Alter geraucht. Die Nachbarn fanden ihn nach einem Monat.

Aus dem Rumänischen von Mareike Haley.

„Das Verschwinden hier ist ein Erscheinen anderswo mit anderem Sinn.“

VON GUNDEL GROSSE

Mit dem Gedichtband „Variationen über ein gegebenes Thema“ von Ana Blandiana präsentiert der Pop-Verlag eine vollständige Übersetzung des 2018 im Bukarester Humanitas-Verlag erschienenen Buches „Variațiuni pe o temă dată“. Damit liegt eine zeitnahe Übersetzung aktueller Lyrik von Blandiana vor. Die Übersetzung ins Deutsche und das Nachwort sind der Dichterin Ruxandra Niculescu zu verdanken. Von ihr wurde – ebenfalls im Pop-Verlag – 2013 unter dem Titel „Die Metaphernwährung“ ein Band mit eigener Lyrik (damals noch unter dem Familiennamen Gheorghiu) herausgegeben.

Hiermit wird an zwei bisherige Ausgaben von Blandianas Lyrik bei Pop angeschlossen: 2018 wurde unter dem Titel „Geschlossene Kirchen. Biserici închise“ eine zweisprachige Gedichtsammlung veröffentlicht. Für die Auswahl der Texte und das Nachwort zeichnete damals Katharina Kilzer verantwortlich, die neben Horst Samson und Maria Herlo auch selbst einige Gedichte übersetzte. Ebenfalls von Herlo, Kilzer und Samson erschien 2020 die vollständige Übersetzung von Ana Blandianas Gedichtzyklus „Mein Vaterland A4. Patria mea A4“, der 2010 auf Rumänisch herausgebracht wurde.

Der Titel des Gedichtbandes ist zunächst irritierend offen, denn welches ist eigentlich das „gegebene Thema“? Gewidmet ist der Band „R.“, unter dem die Rezeption gerne Blandianas verstorbenen Ehemann Romulus Rusan vermutet. Jenseits solcher Überlegungen zu realen Bezügen bleibt bedeutsam, dass der Text mit „R.“ einen Adressaten hat.

Das Buch setzt sich sowohl aus Lyrik als auch aus kurzen Prosastücken zusammen, alle ohne Titel. Die lyrischen Texte sind oft gereimt, häufig in überraschender Weise als z.B. umfassender Reim, der sich an fast unerwarteter Stelle darbietet.

Schnell wird deutlich, dass das „gegebene Thema“ der verstorbene Partner des lyrischen Ichs ist beziehungsweise dessen Abwesenheit, die unter ganz verschiedenen Aspekten betrachtet wird. So gibt es einerseits die Beobachtung des lyrischen Ichs, das im Alltag unermüdlich in Zwiesprache mit dem Du stehen will: „Ich bitte dich um Ratschläge, auf die ich nicht höre, ich gebe dir meine Manuskripte zu lesen und ändere danach nichts.“

Andererseits versucht das lyrische Ich, die transzendentalen Aspekte des Todes darzustellen, die sich zwischen Bildern aus der griechischen Mythologie und der christlichen Gedankenwelt bewegen. So ist beispielsweise die Rede vom „Fluss Lethe“, aber auch von Märtyrern, Heiligen, Engeln und dem *Pantocrator*; in deren Gefüge sich das lyrische Ich gedanklich auf der Suche nach der Vorstellung von der „anderen Welt“ einzufinden

versucht. Damit einher geht letztlich auch die Suche nach dem Wesen der Zeit.

In der künstlerischen Entfaltung des Themas und in deren emotionaler Wirkung wird das Tröstliche der Texte beziehungsweise ihres ideellen Zugriffs deutlich. Denn sie vermitteln das Kontinuum von Leben und Tod, in das sich auch alle Beziehungen einbetten: „*du siehst den Weg / der dort anfängt / und so lang ist / dass du nicht ahnst / wohin er führt / es zählt nur / dass er von neuem beginnt.*“

Das letzte Gedicht fasst dann als eine Art Essenz die Idee dieses Kontinuums zusammen: „*was ist der Unterschied / wenn es eindeutig / nicht mehr um das / nackte / sein oder nicht sein geht?*“

Zur Übersetzung sei noch bemerkt: Der Reiz einer zweisprachigen Ausgabe besteht natürlich in der Vergleichsmöglichkeit zwischen dem Originaltext und der übersetzten Variante. Lyrik nicht interlinear, sondern nachschaffend zu übersetzen, stellt dabei eine ganz besondere Herausforderung dar. Diese vollumfänglich für diesen Band zu würdigen, bedürfte einer eingehenderen Untersuchung. Über einige Bilder oder auch Lösungen wäre sicherlich zu diskutieren. So stellt sich z.B. die Frage, warum Wortwiederholungen oder Anaphern, die ja keine unbedeutenden Stilmittel sind, in der deutschen Version meistens aufgelöst oder warum bestimmte Begrifflichkeiten wenig lyrisch umschrieben werden, wie z.B. der Ausdruck „balon de săpun“ [Seifenblase] hier mit „hohle Kugel aus Seifenwasser“.

Es ist äußerst verdienstvoll, dass sich der Pop-Verlag einmal mehr einer der bekanntesten rumänischen Dichterinnen angenommen hat, sie dem deutschen Lesepublikum mit ihren aktuellen Texten zugänglich macht und dabei nicht zuletzt der Lyrik selbst den ihr gebührenden Platz innerhalb der schönen Künste zuweist.



Ana Blandiana
Variationen über ein gegebenes Thema. Variațiuni pe o temă dată. Gedichte. Aus dem Rumänischen und mit einem Nachwort von Ruxandra Niculescu. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2022, 149 Seiten, 18,50 Euro.

„Wie schneit das Schicksal?“

VON ANKE PFEIFER

Ein kleiner Junge scheint seit einer unendlich langen Zeit allein zu Hause, die Eltern sind fort und hinter der Wohnungstür versperrt raumhoch bewurzeltes Erdreich den Ausgang. Aber vom Fenster aus führen Stege, Lichtbahnen, durch den Himmel und darüber geht er – wie „Paul allein auf der Welt“ des dänischen Kinderbuchklassikers Jens Sigsgaard – barfuß im Pyjama die menschenleere Stadt erkunden. Ein Geschwisterpaar wird von imaginären, jede Nacht ins Kinderzimmer stürmenden Füchsen bedroht, denen sich der Bruder entschlossen entgegenstellt. Die erste zarte Liebe zwischen dem Schüler Ivan und dem Mädchen Dora zerbricht nicht zuletzt an der Unsicherheit der Pubertät und an dem Umstand, dass nur Jungen und Männer regelmäßig aus ihrer Haut schlüpfen, die sie auf Kleiderbügel in den Schrank hängen.

Diese drei Erzählungen, die den Hauptteil „Melancholia“ des gleichnamigen Erzählbandes bilden, erkunden Stadien des Aufwachsens, die Metamorphosen der Kindheit und Jugend, die verbunden sind mit Unsicherheiten und Ängsten. Auf allen drei Jungen lastet „das schwere Siegel der Melancholie“. Die Eltern sind abwesend, erscheinen als unnahbare Gottheiten, leben in einer völlig anderen, geheimnisvollen Welt, vor allem aber können sie den Kindern in ihren Konflikten nicht helfen. In einer als grenzenlos erlebten Welt fühlen sich die Protagonisten einsam und völlig auf sich zurückgeworfen, aber sie ergeben sich nicht, sondern erkunden die jeweilige Situation und suchen nach Auswegen. Und wenn Ivan am Ende mit der steinernen Dichterstatue Arm in Arm unterwegs ist, scheint gar ein neuer Poet geboren.

Wie schon in Cărtărescus Erzählband „Nostalgia“ (1992, dt.: 1993) umfasst auch dieser Band insgesamt fünf Erzählungen, ebenso in Prolog, Hauptteil und Epilog geordnet. In der ersten Erzählung „Der Tanz“, wie übrigens auch in der letzten Geschichte, berichtet jeweils ein Ich-Erzähler. Er erkundet hier einen geheimnisvollen Palast, an dessen Verlassen ihn ein Wächter hindert, der aber auch an ein Spiegelbild erinnert, machen doch beide Figuren spiegelverkehrt die gleichen Bewegungen. Auch die Jungen spiegeln sich, und zwar im Fußboden beziehungsweise im Eis des zugefrorenen Sees. Diese Doppelungen des Ichs oder auch die Möglichkeit eines Doppelgängers dienen augenscheinlich der Selbsterkenntnis und Identitätsbildung.

Laut Aussage des Autors sind seine Erfahrungen während der Corona-Pandemie in die Gestaltung der Figuren und ihres Erlebens geflossen, sodass sich die „Mauern der Angst“ entsprechend deuten lassen. Das Eingesperrtsein ist auch Thema des letzten Textes „Das Gefängnis“. Ein Ich sieht sich eingeschlossen in einen zerebralen Palast, um zu verhindern, dass sich sein Bewusstsein nach

außen ergießt. Es wird bedrängt durch die Vorstellung von der Unendlichkeit des Universums: „bis hin zu einer Welt mit unendlich vielen Dimensionen und zu jener mit unendlich vielen Dimensionen hoch unendlich, und auch da immer weiter bis ans Ende des Raumes, der Zeit und der Vernunft.“

In den Erzählungen werden verschiedene, aus Cărtărescus Romanen bekannte Motive aufgegriffen: die Figuren durchstreifen allein die große Stadt mit ihren verfallenden Vierteln, aber auch große unbekannte, teil unterirdische Innenräume und erkunden diese aufmerksam. Organische und anorganische Materie verschmelzen in ungeahnten Daseinsformen. Die Metamorphose der Schmetterlinge, hier insbesondere das Schlüpfen des Schmetterlings aus der Larve, wobei die Hülle als Relikt von Wachstum zurückbleibt, dient als Vorlage für die Idee, dass auch Menschen sich während ihrer Entwicklung wie Reptilien oder Insekten häuten. Das blendende Licht – Cărtărescus großartige Trilogie „Orbitor“ verweist schon im Titel darauf – erhellt plötzlich Räume, die zwischen Traum und Realität, Dichtung und Wahnvorstellungen changieren.

Wieder fasziniert der Autor durch seine überbordende Phantasie, wenn beispielsweise der kleine Junge in den aus Schokolade bestehenden Riesenkörper seiner Mutter steigt, an ihm nagt und sich erinnert an ihre Erzählungen, als sie mit ihm schwanger war. Vielfältig sind die literarischen Bezüge: nicht nur Borges, auch Kafkas Käfer lässt grüßen. Wie bei Cărtărescu gewohnt, handelt es sich um eine ungeheuer dichte Prosa mit zahllosen Anspielungen und Verweisen, in der er sich mit philosophischen Problemen wie der Urangst, allein und einer feindlichen Umwelt ausgesetzt zu sein, auf spannende und sehr überraschende Weise auseinandersetzt.



Mircea Cărtărescu
Melancholia. Erzählungen. Aus dem Rumänischen von Ernest Wichner. Paul Zsolnay Verlag, Wien 2022, 270 Seiten, 25,00 Euro.

„Fram, der Eisbär“

VON ROMANIȚA CONSTANTINESCU

Die Neuübersetzung des rumänischen Kinder- und Jugendbuchklassikers von Cezar Petrescu „Fram, der Eisbär“ erfüllt mich mit großer Freude, weil es sich um einen exquisiten Leckerbissen für Klein und Groß handelt. Dieser Romanklassiker wurde meisterhaft von der erfahrenen Übersetzerin Maria Herlo ins Deutsche übertragen und mit den nach Art déco anmutenden, wunderbaren Illustrationen von Dan Ungureanu von dem Heidelberger Verleger Walter Roth herausgegeben.

Für all diejenigen, die mit „Fram, der Eisbär“ in Rumänien groß geworden sind, erübrigt sich jeder weitere Kommentar – sie werden das Buch kaufen und den lieben Kleinen schenken wollen. Die Frage ist, ob der fast hundert Jahre alte rumänische Bestseller (erschienen 1931) ein breiteres, deutschsprachiges Publikum erreichen kann. Und ich bin fest davon überzeugt, dass das aus mehreren Gründen möglich ist. Erstens spricht das Buch eine zeitgenössische Sensibilität für die Natur und die Rechte der Tiere an. Fram ist ein sehr geschätzter Zirkuskünstler, der sich eines Tages, von Heimweh geplagt, weigert, seine Kunststücke vorzuführen. Es gelingt einem Eisbärenkenner, den Zirkusdirektor zu überzeugen, für Fram eine Spendenaktion zu starten, so dass der Eisbär zurück in seine Heimat gebracht werden kann. Gute Voraussetzungen für einen schnulzigen, optimistischen Roman mit Happyend, könnte man glauben.

Nein, das ist hier nicht der Fall, denn diese Rückführungsaktion mit anschließender Auswilderung des klugen Tieres gestaltet sich nicht leicht und gelingt auch nicht ganz. Das ist der zweite Grund, weshalb ich den Kinderroman empfehlen würde: Er vereinfacht keinesfalls unser schuldbeladenes Verhältnis zu den Tieren, schreibt keine simplen Lösungen vor, sondern nimmt in unterschiedlicher Weise den Menschen in die Verantwortung für den Schutz der unberührten Gegenden und der unersetzbaren Wildnis, für die Tiere, denen er ferngeblieben ist, und für die Tiere, die er gezähmt oder auch gezüchtet hat. Für Cezar Petrescu selbst spielte die Nansen-Expedition in die Arktis (1893–1896), wovon er als Kind erfuhr, die entscheidende Rolle beim Schreiben dieses Romans.

Seine Hauptfigur, Fram, trägt den Namen des Dreimastschoners der erfolgreichen norwegischen Polarforschungsmannschaft. Die Handlung des Romans spielt in den Jahren nach der Nansen-Expedition und problematisiert ihr Vermächtnis für die Menschheit. Der Roman verläuft somit auf zwei Ebenen: Die Kinder werden die Sprache der Emotionen verstehen und sich in Fram und seine Helfer hineinversetzen, während die Erwachsenen einen historischen Parallelroman entdecken können.

Unbedingt erwähnt werden sollte auch, dass Cezar Petrescus Kinder- und Jugendroman schon einmal auf Deutsch erschienen ist, und zwar 1963 im Bukarester Jugendverlag. Diese erste Ausgabe beinhaltete allerdings keine Angabe zur Übersetzerin. In den 1950er- und 1960er-Jahren war es üblich, die Namen der Übersetzer und Übersetzerinnen in Büchern zu verschweigen, falls diese verurteilt, verhaftet oder auf den Index des kommunistischen Regimes gesetzt wurden. Dies traf auch hier zu, denn die Übersetzerin, Hermine Pilder-Klein, die 1901 in Weißkirch bei Bistritz/Albeștii Bistriței in Siebenbürgen geboren wurde und 1998 in Heidelberg verstarb, war zur Zeit der Buchveröffentlichung mit Publikationsverbot belegt. Sie wurde nie für ihre Arbeit honoriert.

Wegen der Weitergabe eines Vortragstextes ihres Bruders, des Innsbrucker Universitätsprofessors Dr. Karl Kurt Klein über die „Geschichte und Kultur der Siebenbürger Sachsen aus europäischer Sicht“, den dieser 1957 im Landtag Nordrhein-Westfalens hielt, war sie zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden. Hermine Pilder-Klein war bis zur Zeit ihrer Inhaftierung eine herausragende, sehr produktive Übersetzerin, Sprachwissenschaftlerin und promovierte Dialektologin, der die Übertragung ins Deutsche von über 30 Bänden rumänischer Autoren (von Liviu Rebreanu, Mihail Sadoveanu, Ion Luca Caragiale, Ion Creangă, bis Marin Preda und Petru Dumitriu) zu verdanken ist. Sie verließ Rumänien 1969 und übersiedelte nach Deutschland, wo sie sich erneut der Sprachwissenschaft zuwandte und an den Universitäten Innsbruck und Marburg hospitierte. Zu übersetzungswissenschaftlichen Themen publizierte sie bis ins hohe Alter. Es gilt heute auch, ihre Arbeit zu würdigen.



Cezar Petrescu
Fram, der Eisbär. Illustrationen von Dan Ungureanu. Aus dem Rumänischen von Maria Herlo. WaRo-Verlag, Heidelberg 2022, 336 Seiten, 24,90 Euro.

Oleg Serebrians Debütroman „Tango in Czernowitz“ auf Deutsch erschienen

„Das Lied des Meeres“

VON TOBIAS LARENZ

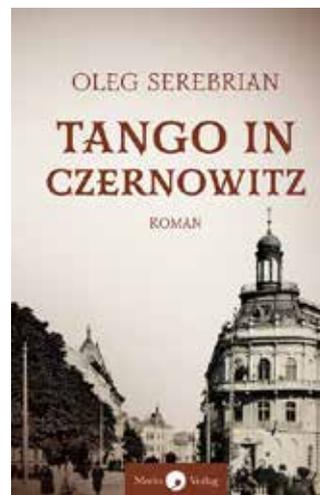
Solange es das Kaiserreich gab, fühlte ich mich als Deutsche. Als die Rumänen kamen, habe ich mich automatisch in eine Rumänin verwandelt, und als mich 40 die Sowjets fragten, welche Nationalität sie in meinen Akten eintragen sollen, habe ich gesagt, dass ich Ukrainerin bin. Das hielt ich für das Beste.“ Auf die Frage nach der Identität kann die Antwort nur eine Geschichte sein – und wo gilt das mehr als im Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Die obige Antwort stammt von Iolanta Filliger, einer Figur aus Oleg Serebrians 2011 in Chișinău erschienenem historischen Roman „Cântecul mării“. Nun liegt dieser Roman auf Deutsch unter dem Namen „Tango in Czernowitz“ vor, übersetzt und sorgfältig mit Anmerkungen versehen von Anke Pfeifer.

Der Roman führt den Leser an eine der wichtigen Zäsuren in der Geschichte der Nordbukowina, nämlich in das Jahr 1944, als mit dem endgültigen Einmarsch der sowjetischen Truppen und der Flucht und Verschleppung großer Teile der Bevölkerung eine Ära zu Ende geht, die jedoch auch ihrerseits von Gewalt und Verfolgung geprägt war. Diesen Aspekt verschweigt Serebrian keineswegs und setzt so einer unkritischen und inzwischen oft phrasenhaften Idealisierung von Czernowitz als Begegnungsort von Völkern, Sprachen und Kulturen ein Bild entgegen, das in seiner Differenziertheit überzeugt. So zeichnen sich in der Geschichte des Ehepaars Marta und Filip Skawronski, um welches die Handlung kreist, deutlich die vielfältigen Brüche und Spannungen der Czernowitzer Gesellschaft der Zwischenkriegszeit ab. Er, orthodoxer Priester, aus einer einfachen ukrainisch-rumänischen Försterfamilie stammend, löst bei seiner weltgewandten Frau von deutschstämmigem Adel in Gesellschaft nicht selten Betretenheit aus; doch mehr noch: sein Bruder kämpft auf sowjetischer Seite gegen ihren Bruder, einen Wehrmachtsoffizier. Und was bedeutet all dies für das Aufwachsen ihrer Tochter Iuliana, deren jüdisches Kindermädchen den Verfolgungen zur Zeit des Antonescu-Regimes beinahe zum Opfer gefallen wäre?

Anhand solcher Einzelschicksale zeichnet Serebrian einfühlsam nach, wie die großen politischen und gesellschaftlichen Umbrüche des 20. Jahrhunderts bis in die intimsten Sphären des Privatlebens hinein ausstrahlen. Das literarisch und intellektuell beeindruckende Czernowitz – man denke an Namen wie Paul Celan, Rose Ausländer, Itzik Manger – verstummte, bei all seiner Sprachenvielfalt. Diese Erfahrung datiert Serebrian auf den Einmarsch der sowjetischen Armee: „Die Menschen schwiegen in allen Sprachen.“ Eine ganz ähnliche Erfahrung beschreibt aber auch Rose Ausländer in ihrem

Gedicht „Czernowitz. Geschichte in der Nußschale“: „Der Spiegelkarpfen / in Pfeffer versulzt / schwieg in fünf Sprachen“ – und bekanntlich war dies ein „schallendes Schweigen“. Die akkustische Dimension ist auch bei Serebrian markant. Allenthalben erklingen Werke Beethovens, Schlager von Lale Andersen und Marlene Dietrich, vor allem aber Tangos, so etwa die titelgebende Komposition des Argentiniers José Lucchesi „Canción del mar“. Mit diesem Lied nahm die Liebe zwischen Marta und Filip Skawronski ihren Anfang, aus Sicht der adligen Familie eine Mesalliance unter Missachtung von Klassengrenzen; der bildungsbürgerliche musikalische Kanon wird, sehr zum Entsetzen betagter Verwandter Martas, ergänzt durch in Europa neuartige Musikrichtungen wie den Tango, auch dies ein Zeichen eines kulturellen Umbruchs; neben der Überwindung sozialer und kultureller Grenzen steht der Tango aber schließlich auch für die Überwindung von Ländergrenzen: angesichts der näher rückenden Front und der drohenden sowjetischen Besatzung erscheint die Flucht nach Argentinien als einziger Ausweg. Rose Ausländer dichtete: „Erneutes Fahnen-spiel: / Der Hammer schlägt die Flucht entzwei / Die Sichel mäht die Zeit zu Heu“. Ob dies auch für die Fluchtpläne des Ehepaars Skawronski gilt?

Oleg Serebrian, von Haus aus Politologe, war Botschafter der Republik Moldau in Frankreich und in Deutschland, seit 2022 ist er stellvertretender Premierminister mit dem Zuständigkeitsbereich Wiedereingliederung. In „Tango in Czernowitz“ erzählt er geradlinig und verzichtet auf formale Experimente, versteht es aber, den Leser zu fesseln und in das Czernowitz der 1940er-Jahre eintauchen zu lassen. Es ist somit zu hoffen, dass die 2018 und 2021 auf Rumänisch erschienenen Bände des als Trilogie konzipierten Projekts bald auch in deutscher Übersetzung vorliegen werden.



Oleg Serebrian
Tango in Czernowitz. Roman.
Aus dem Rumänischen von Anke Pfeifer. Morio Verlag, Heidelberg 2023, 404 Seiten, 30,00 Euro.

Franz Hodjaks „Gedenkminute für verschollene Sprachen“

Von Sprechübungen zu verschollen geglaubten Verlusten

VON ORTWIN-RAINER BONFERT

Bald nach seiner Ausreise aus Siebenbürgen findet sich Franz Hodjak 1993 im Band „Landverlust“ in einem „Jetzt“ des Zwiespalts wieder:

*„bis auf weiteres
gehn wir auseinander, der kopf
in eine richtung, die füße
in die andere.“*

Der Lyriker fasste bereits drei Jahre früher im Band „Siebenbürgische Sprechübungen“ in Worte, wofür Gefühl und Vernunft zu keinem Konsens finden. Dieses Zweifeln ob einer Welt, die sich in den ersten Gedichtbänden noch in Veränderung befand und die nach der Auswanderung nach Deutschland als Verlust empfunden wird, führt bei Hodjak bis heute zum schmerzvollen Dauerzustand und das Schreiben darüber gleicht einer Katharsis.

Nach seinen Veröffentlichungen bei Suhrkamp, beginnend 1990 jährlich, später quasi im Zwei-Jahres-Rhythmus bis 2003, verlor der mehrfach ausgezeichnete Franz Hodjak mit 60 auch sein Verlagszuhaus und veröffentlichte gelegentlich bei diversen Indie-Verlagen. Die Aufmerksamkeit der Leserschaft aufgrund historischer Relevanz war abgeklungen. Da wirkt es wie ein großes Comeback, wenn Hodjak im Jahr 2022 gleich vier Gedichtbände in unterschiedlichen Verlagshäusern herausbringt. Beim Leipziger Literaturverlag ist in der stattlich gewachsenen Reihe „neue lyrik“ der Band „Gedenkminute für verschollene Sprachen“ mit knapp 100 Gedichten erschienen. Ist der Autor mit fast 80 Jahren etwa still geworden und schlägt leise Töne an?

Franz Hodjak gedenkt in Anbetracht der gegenwärtigen Lage der Vergangenheit und der damit verbundenen poetischen Sprache, in der er jenen und damit auch heutigen Zeiten einen Zusatz an Sinn zu verleihen vermag. Er schreibt, als ob er die harte Realität mit Pathos verknüpfen wolle, angesichts des Risikos, zum Zyniker zu werden:

*„Der Wasserspiegel des Sees sinkt,
und was zum Vorschein kommt,
wollen wir nicht sehen.“*

Der Titel verheißt Besinnlichkeit. *„Es ist, als käme / ein Stück Vergangenheit zurück, und die Dinge, // an die man sich am meisten erinnert, verändern / auch die Erinnerungen am meisten.“* Bereits in einem der ersten Gedichte verfällt man der latenten Neugier diesen Versen zu folgen: Ein Aphorismus folgt dem nächsten, Naturbilder werden mit Gefühlslagen verwoben. *„Geht die Sonne unter, / holt Musik sie zurück. Am Stadtrand holt /*

der Alltag jeden ein, und es ist niemandem // über den Weg zu trauen, der seine / Eitelkeit nicht befriedigt hat.“ Die rasche und dennoch aufs Wundersame zusammenhängende Folge verdichteter Überlegungen im Stakka-to verleihen dem Denken im Gedenken mitunter einen anspruchsvollen Rhythmus. Das ist dem Autor bewusst, da er in durchdachtem Arrangement seiner Gedichte den Leser beispielsweise auch zum ruhigen Betrachter eines „Stilleben“ werden lässt. Darin, einem flämischen Altmeister gleich, verewigt der Autor sich selbst mit einem Detail in seinem Werk: *„der uralte Webstuhl hat / immer noch ein Gespür für / die verhexten Fäden / der Welt“* ... die er zu literarischen Texten verwebt. Passend dazu stellt wenige Seiten später das lyrische Ich in Erinnerungen versunken fest, *„dass die Sprache / mir mehr gab, als ich jemals / jemandem geben könnte.“* Worte, die Essenz der Welt: sie sich gegenseitig ausleihend *„gibt deine Welt / meiner // und meine Welt / deiner Sinn.“* Und tatsächlich: Eine Beziehung mit versiegendem Meinungsaustausch und letztendlich verschollener Sprache ist sinnlos. Sollte bei solchen Gedichten über die Bedeutung von Sprache Hoffnung aufflackern, so überlässt der Autor wenig später Pantomimen den Versuch, Hoffnung als solche darzustellen.

Franz Hodjak stellt die Sprache ins Zentrum seiner philosophischen Weltanschauungen, als Mittel um zu geben und zu erhalten, um auszuteilen, für kreative Beobachtungen, für Zwiegespräche, zur Verarbeitung von Verlusten, um also mit Worten einer Gedenkminute Dynamik zu verleihen bis hin zu Eternität. Während sein zeitweiser Gefährte Werner Söllner mit dem vielschichtigen Essay „Kann Sprache noch Heimat sein?“ beeindruckt, verdichtet Franz Hodjak thematisch ähnliche Überlegungen zu einer sprachlich wirkmächtigen Gedenkminute

nachhallender Poetik für verschollen geglaubte Verluste in eines Menschen Leben. Dieser Gedichtband glänzt mit intelligenter Libido eines Altmeisters der Lyrik.



Franz Hodjak
Gedenkminute für verschollene Sprachen. Gedichte. Leipziger Literaturverlag, 2022, 140 Seiten, 19,95 Euro.

Begriffsantilopenhäute in den Antillen der Schädeldecke

VON MARKUS BAUER

Sie ist schon eine kleine Sensation – diese Publikation eines in nur 15 Exemplaren handabgetippten Konvoluts von Gedichten mit einer Nachbemerkung ihres Herausgebers Walter Fromm. Dated auf den April 1980 und lokalisiert in Hermannstadt/Sibiu hatte der Literaturfreund Gedichte aus seinem Bekanntenkreis der rumäniendeutschen Literaten gesammelt und zunächst an die hierfür zuständige und allseits bekannte Redakteurin Hedi Hauser im Bukarester Kriterion Verlag mit seiner deutschsprachigen Abteilung gesendet. Von dort kam eine Ablehnung des Bandes und so schritt Fromm selbst zur Tat – was in Rumänien durchaus nicht in dem Maße üblich war wie etwa in der Sowjetunion in jener Zeit. Aber Fromm hatte die Geduld mit den formalisierten Wegen der sozialistischen Bürokratie verloren, die zudem in jener Zeit längst auf eine spezifische Repression im Kulturbereich umgeschaltet hatte. Fromm organisierte eine alte, nicht registrierte Schreibmaschine und ließ die Gedichte abtippen samt Nachwort und editorischer Nachbemerkung. Da jede Schreibmaschine im Land Proben bei der Securitate hinterlassen musste, wurde diese nicht registrierte Maschine nach ihrem Dienst schleunigst dem Müllhaufen übergeben.

Den Beginn der Unterdrückungsmaßnahmen für die rumäniendeutsche Literatur ortete Fromm sehr konkret in der Zerschlagung der Aktionsgruppe Banat im Herbst 1975 mit der Verhaftung einiger ihrer Mitglieder durch die Securitate. Und erhebt diesen Einschnitt zum auch literaturhistorischen Wendepunkt der jüngeren Literatur der deutschen Minderheiten in Rumänien. Fünf Jahre später erklärt Fromm die Dichtung von Richard Wagner, Hellmut Seiler, Johann Lippet, Horst Samson, William Totok, Klaus Hensel, Helmut Britz, Franz Hodjak, Rolf Bossert, Werner Söllner als durchaus verändert. Es ist eine „engagierte Subjektivität“, die erkennbar wird im Gegensatz zu dem in der Aktionsgruppe Banat vorher durchgesetzten ästhetischen Aktivismus.

Nicht sehr unterschieden von der Entwicklung in Westdeutschland entdecken nach Fromm die Lyriker (Frauen sind auch hier nicht vertreten) eine neue Wirkung der Wörter bei der Welterkundung, nachdem diese vorher vermeintlich im hohen Anspruch der theoretischen Überlegungen eher untergegangen sei. Festmachen kann Fromm dies an Richard Wagners bereits im Titel aufschlussreichen Gedicht „die faszination der wörter“, in dem es programmatisch klingt: „es begann mich langsam aber nachdrücklich / von der gedanklichen

fixierung von den sogenannten überzeugungen / zu lösen / ich machte wieder beobachtungen“ (S. 45). Das ist für Fromm die entscheidende neue Haltung, „ich befand mich nicht mehr in konstellationen / ich hatte wieder erlebnisse / ich konnte mit meinem leben wieder etwas anfangen / so wie ich mit dem wort ‚leben‘ wieder etwas anfangen konnte / und die wirklichkeit kam faszinierend neu auf mich zu / wie früher das kino.“// Auch bei William Totok kann diese Reflexion der Fragwürdigkeit des eigenen Tuns nachvollzogen werden, wenn er in „notizen zu einem eventuellen gedicht“ schreibt „lange zeit hinkten die beispiele nach /“ und schließt „späte stimmen reisen durch / junge wunden / unsere ideen sind / pure geometrie.“//

Was Wagner und Totok unnachahmlich prägnant und konstitutiv für das Erwachen aus den melancholischen Zuständen der Unterdrückung und Sinnsuche formulieren, kann Waldemar Fromm – ein Neffe des Herausgebers und Literaturprofessor in München – in seinem Vorwort in einen vielgestaltigen Kontext integrieren bis in die Entstehung der Moderne um die vorletzte Jahrhundertwende. Ebenso wie Horst Samson in dem Band seine Überraschung über die seinerzeitige Übernahme von Gedichten in die Untergrundanthologie formuliert, und Anton Sterbling noch einmal das größere sozialhistorische Umfeld der Gedichte und ihrer Produzenten skizziert.

Aber über den Dokumentcharakter sind die Gedichte der versierten und sprachmächtigen Ausnahmédichter dieser Generation auch heute noch frisch und anregend zu lesen, so dass diese Entdeckung im Pop-Verlag dringend zur Lektüre empfohlen sei.



Walter Fromm (Hg.)

die bewegung der antillen unter der schädeldecke. junge rumäniendeutsche lyrik zwischen 1975 und 1980. Eine (historische) Anthologie. Erweiterte kritische Neuauflage 2022 mit einem einleitenden Essay von Prof. Dr. Waldemar Fromm und einer soziokulturellen Kontextualisierung von Prof. Dr. Anton Sterbling. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2022, 286 Seiten, 23 Euro.

Ernest Wichners Lyrikband „Heute Mai und morgen du“

„Kein Weg zurück“

VON EVA FILIP

Ernest Wichner ist ein vielseitiger Literaturschaffender, in erster Linie bekannt als Literaturvermittler. Von 1988 bis 2017 war er im Literaturhaus Berlin tätig, ab 2003 als dessen Leiter. Er ist Herausgeber, Übersetzer, Ausstellungsmacher, Kritiker, und ist doch immer auch Lyriker geblieben. 2022 erschien sein Gedichtband „Heute Mai und morgen du“ mit neuen Gedichten und einer Auswahl der alten aus vier Jahrzehnten, aus den Bänden: „Steinsuppe“ (1988), „Rückseite der Gesten“ (2003), „bin ganz wie aufgesperrt“ (2010) und „Neuschnee und Ovomaltine“ (2010). Bereits die titelgebenden Verse aus dem letzten Zyklus, den eine fiktive Figur Namens Further beherrscht, enthalten den Vanitasgedanken, der sich durch das ganze Buch zieht: *„further singt / er kehre wieder / lässt sich nieder / wo der Flieder / seine Winzlings- / blüten über Gräber / streut heut ist Mai / und morgen du“*.

Den Band eröffnen neue Gedichte, die ins Banat führen, das den Hallraum der Erinnerungen von Wichner, der 1952 in Guttenbrunn/Zäbrani geboren wurde, bildet. Es sind Rückblenden, ausgehend vom Todesgedanken der Mutter, Jahre nach der Auswanderung 1975. Schöne aber bedrohte Heimat vermittelt das Bild des Kindes, das 1965 mit nackten Beinen „mittels Zackenschere“ im Blumenbeet steht. Der Ausweg: *„wir zogen westwärts“*. Wichner erinnert an die Enteignung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg: *„neue Nachbarn gab es allenthalben, die hatten Wörter / mitgebracht aus ihren Käffern in den Bergen ... Gott sprach kaukasische Dialekte“*. Die Stadt Arad wirkt unheimlich: *„spitze Gestalten / fallen dem Morgen zu, grau / vor zu viel Angst“*. Der Untergang des deutschen Banats wird schmerzlich dargestellt: *„Nenn ich es Haus noch einmal / ist es Haus ist Fenster blind / und blinde Tür nichts mehr / das Einlass böte oder Blick“*. Im Gedicht „Ein Fragment“ gelangt der Autor zur Schlussfolgerung: *„... kein Weg zurück“*.

Eine ganze Reihe von Gedichten widmet Wichner den Vorbildern, Freunden und Weggefährten. Im Gedicht „Tzara“, dem großen Dadaisten Tristan Tzara gewidmet, heißt es: *„Da geht einer seine Sprache ab“*, ein Vers, den Maren Jäger, die ein ausführliches Nachwort geschrieben hat, als Motto für Wichners Gedichtband sieht. Immer wieder klingen auch die Stimmen der beiden Freunde, Gellu Naum und Oskar Pastior, durch die Gedichte. „Der alte Dichter“ ist eine Hommage an den Surrealisten Naum, der als Bauer – was er nicht war – alles „unverlierbar“ macht. „In den Rolläden die Eifersucht“ ist ein klarer Hinweis auf Pastiors bekanntes Gedicht „Jalousien aufgemacht, Jalousien zugemacht“. Für Rolf Bossert, der kurz nach seiner Ausreise 1985 Selbstmord beging, schreibt Wichner das „Epigramm 1985“, in dem es heißt:

„der Staat ist ein verlottert Boot / wenn überhaupt so trägt er / eine rote Mütze doch / wen er greift den schlägt er / auf der Stelle tot“.

Wichners Gedichte sind poetische Dialoge, in denen ein „du“ angesprochen wird, das ein Gesprächspartner sein kann, oder der Autor selbst. So tritt er in Dialog mit Hans Bender, Lioba Hoppel, Christoph Meckel, Günter Kunert, Hans Till, Norbert Hummelt, Ulf Stolterfoht. Es gibt auch poetische Übernahmen etwa von Adolf Endler, Thomas Kling, Elke Erb, Konrad Bayer u.a. Die Liebesgedichte sind bei Wichner oft traurig, einige bedienen sich an Vorlagen von Ovid und Petrarca. Wichners langjährige Archivarbeit beeinflusst auch sein Schreiben. „Desperates Berlin 1920“ entstand nach einem Text von Franz Hessel, den Wichner im Literaturarchiv Marbach fand.

Die Gedichte weisen eine große Vielfalt von Formen auf. Prädominant sind die freien Verse mit harten Brechungen, manchmal sogar mitten im Wort, aber auch Gedichte mit Reim finden ihren Platz, Epigramme und Sonette, rhythmische Prosa, Blocksätze, Textquadrate, sogar Spiralform. Wichners Werk ist eine Sprachexplosion mit vielen Wortschöpfungen, von denen nur einige hier erwähnt werden sollen: Lächeltropfen, schillvergnügt, Sprechmarie, Abergluck. Grasstacheldraht, Bedeutungsruinen, Heuduftdämmer. Die Dichtung selbst wird zum Thema in Wichners Lyrik, wenn der Autor für das Schreiben alles andere aufgibt: *„Schlaf dich voran, ich stehe schon / sechzehn Zeilen tief in deiner Schuld“*.

Dieses Buch zu lesen ist ein intellektuelles Vergnügen für jeden, der bereit ist, sich der Poesie zu überlassen, sich in Bereiche entführen lässt, die unbekannt und geheimnisvoll sind, dorthin, wo die ganze Welt mit ihrer Vielfalt zu Literatur wird.



Ernest Wichner
Heute Mai und morgen du. Gedichte. Mit einem Nachwort von Maren Jäger. Verlag Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2022, 288 Seiten, 26,00 Euro.

Ungarisch-rumänische Geschichte in Siebenbürgen

VON GUNDEL GROSSE

Der Roman „Omertà“ ist ein fast 1000 Seiten umfassendes, äußerst eindrucksvolles Werk von der 1971 in Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár, Rumänien) geborenen Andrea Tompa. Der Text ist der dritte Roman der ungarischen Autorin und der erste, der ins Deutsche übersetzt wurde.

Die Handlung des Romans ist in Nordsiebenbürgen angesiedelt, konkret in Klausenburg, vor allem in der Hóstát (von dt. „Hofstadt“ oder „Hochstadt“) – ein Stadtteil im Nordosten Klausenburgs, der nach dem Zweiten Weltkrieg der Industrialisierung zum Opfer gefallen ist. Um genau diesen Prozess geht es im Roman, wenn man das, was im Text verhandelt wird, einmal völlig abstrahieren möchte. Der Roman umfasst mit der Zeitspanne 1948-1964 die Epoche der schrecklichsten Verwerfungen der neuen, sozialistischen Staatsdoktrin.

Im Zentrum steht dabei die ungarische Bevölkerung dieses Raums, aus deren Perspektive hier berichtet wird. Vier Personen erzählen in der ersten Person Singular Präsens. Alle vier gehören zum einfachen Volk, das im Sozialismus eigentlich Nutznießer der neuen Gesellschaftsordnung sein sollte.

Die erste Erzählerin, Kali Szabó, ist eine einfache Bäuerin aus der Gegend um das Städtchen Szék (rum. Sic, dt. Secken), die nach 20 entbehnungsreichen Ehejahren ihrem gewalttätigen Mann davongelaufen ist und sich auf dem Dienstbotenmarkt in Klausenburg als Magd verdingen möchte. Kali ist noch völlig ihrer alten Zeit verhaftet, was sich in ihrer Sprache niederschlägt. „Dienen“ ist dabei ein zentrales Element: „Weil die Széker haben den einen Stolz, wie gut wir dienen.“

Kali wird Haushälterin von Vilmos Décsi, dem zweiten Erzähler dieses Buchs. Auch Vilmos ist ein Kind einfacher Eltern. Er ist passionierter Rosenzüchter, der sowohl dem rumänischen König als auch dem ungarischen Reichsverweser Horthy Rosen verkauft hat. Das macht ihm den Zugang zur politisch neu geordneten Zeit nach 1948 schwierig, denn er muss der Securitate zunächst darlegen, dass sich hinter diesen Geschenken kein Akt bürgerlicher Zersetzung verbirgt. Die neuen Machthaber erkennen Vilmos' Kompetenz als Züchter und versuchen nun, ihn offiziell als Repräsentanten der Mitschurinsch'en Obstveredlung (als neue sowjetische wissenschaftliche Richtung, gegen die Mendel'sche Vererbungslehre) zu etablieren, wobei er aber inoffiziell einfach seine Rosenzüchtungen weiterbetreiben darf. An Vilmos' Erzählung über seinen Aufstieg im neuen Staat werden nicht nur die oft völlig absurden politischen Vorgaben, sondern auch die Ereignisse im Spannungsfeld Rumänen-Ungarn in der Epoche der 1950er-Jahre besonders nachvollziehbar. Vilmos berichtet z.B. direkt von der Etablierung der

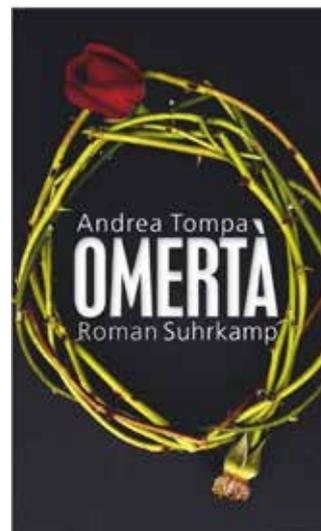
ungarischen Bolyai-Universität, der Einrichtung der Autonomen Ungarischen Region sowie den Konflikten, die der ungarische Aufstand von 1956 zwischen den Ungarn und Rumänen Siebenbürgens wieder verschärfte.

Die dritte Erzählerin ist Vilmos' junge, zeitweilige Geliebte Annuschka Butyka, die zu Beginn ihrer Erzählung 16 Jahre alt ist. Sie ist Halbwaive und lebt mit ihrem alkoholsüchtigen Vater zusammen in äußerst ärmlichen Verhältnissen. Ihre emotional sehr bewegende Erzählung passt noch viel weniger als die beiden vorherigen zu den vermeintlich positiven Verhältnissen des neuen sozialistischen Staates und endet mit dem Schock darüber, dass ihre Schwester Rózsika inhaftiert und verurteilt worden ist.

Rózsika ist unter ihrem Ordensnamen Eleonóra die letzte Erzählerin dieses Romans. Sie wurde als katholische Nonne des Franziskanerordens verhaftet und wegen Volksverhetzung zu zehn Jahren verurteilt, 1964 dann aber begnadigt. Eleonóra möchte in ihrem Bericht aufgrund ihrer Gläubigkeit bewusst alle Schrecknisse der Haftzeit aussparen, die dann jedoch in allen berichteten scheinbaren Nebensächlichkeiten umso deutlicher zutage treten. Die Omertà, das Schweigegelübde, das sie vor ihrer Begnadigung unterschreiben musste, steht als Titel über dem Roman, aber letztlich unterliegt jede der vier Figuren ihrer ganz eigenen Omertà.

Die Sprache dieses Textes wurde von der 1971 in Ungarn geborenen Schriftstellerin Terézia Mora in ein faszinierend eigenwilliges, bäuerliches Deutsch voller rumänischer, ungarischer und auch süddeutscher Einsprengsel übersetzt.

Diesem Roman wäre sehr zu wünschen, dass gerade rumänien- und geschichtsinteressierte Menschen ihn entdecken und sich auf seinen Sog einzulassen verstehen.



Andrea Tompa

Omertà. Roman. Aus dem Ungarischen von Terézia Mora. Suhrkamp Verlag, Berlin 2022, 954 Seiten, 34,00 Euro.

Eine zerrüttete Familiengeschichte im politisch tief gespaltenen Ungarn

„Ich will mich befreien. Kann es nicht.“

VON SILVIA PETZOLDT

Der 1959 in Debrecen geborene ungarische Schriftsteller Ferenc Barnás wurde bereits mit der Übersetzung der Romane „Der Neunte“ (2015) und „Ein anderer Tod“ (2016) dem deutschsprachigen Publikum zugänglich gemacht. 2022 ist nun auch „Bis ans Ende unserer Leben“ (2019) fabelhaft und leicht verständlich von Eva Zádor ins Deutsche übertragen worden.

Zu Beginn des Romans schildert der Protagonist Sebestyén, kurz Sebi, eine Situation im Krankenhaus. Schlimme Schmerzen plagen seinen Körper, die er mit großer Anstrengung einzuordnen und zu bewältigen versucht. Im Strudel der Verzweiflung hofft er auf lindernde Erlösung durch die Krankenschwester. Seit längerem leidet Sebi an einer operativ behandelbaren Krankheit, die nun Nebenwirkungen zeitigt. Scham und Selbstzweifel überfallen ihn angesichts seiner erneuten Hilflosigkeit; ein Zustand, der geradezu emblematisch wird. Oft sind es Leiden, die zurück zu der Frage nach dem Woher und Wohin führen: „Bis ans Ende unserer Leben“ rollt die Geschichte einer Großfamilie im heutigen Ungarn auf, deren Geschwister, so der Erzähler, nicht den Mut hatten, füreinander Geschwister zu sein. Autobiografische Stränge durchziehen die Erinnerungen und Schilderungen Sebis, dessen Sichtweise durch seine Vorbildung als Ästhet und Philosophiehistoriker geprägt ist.

Mit dem fiktiven Roman „Ontogenea“ löst Sebi einen Skandal in der Familie aus: Der Vater wird als Despot und Tyrann entlarvt. Die an Krebs erkrankte Mutter verstirbt kurz darauf. Sebi ist sich nicht sicher, ob es nicht gar der Skandal um das Buch war, der den Tod ausgelöst hat. Die Geschwister hatten Sebi verschwiegen, dass die in Siebenbürgen aufgewachsene Mutter im Sterbebett lag. Eine weitere tiefe Verletzung, die das Geflecht aus Betrug und Misstrauen unter den Geschwistern offenbart und das Leiden Sebis in den Vordergrund rückt.

Bei den Beerdigungen der Eltern mit katholischer Zeremonie sitzen die Geschwister einmütig beieinander, hilflos, ratlos. Hinterher betrinken sie sich, um das raue Leben und die Trauer über den Verlust oder gar die Erinnerung an die ärmliche Kindheit für eine kurze Zeit zu vergessen. Das große Glück findet Sebi in Lil, die aus einer intellektuellen ungarischen Familie stammt und für den konservativen Politiker Károly Hargithai arbeitet. Sebi hingegen hält sich von der Politik fern, geht einer ohne viele Kontakte verlaufenden Tätigkeit als Sicherheitsmann nach und versucht sich zwischen Selbstzweifeln und den zerstörerischen Tendenzen der Familie die wohlthuende Liebenswürdigkeit Lils zu bewahren. Mit Lil spricht Sebi viel über ihre Familien. Kurios verläuft das erste Kennenlernen mit Lils getrenntlebender Mutter

Elvira in einer Kneipe, in der es keine Fischsuppe auf Bajaer Art zu geben scheint. Die junge Frau ist es, die den Zwist unter den Geschwistern Sebis zu besänftigen versucht und die dem Vater etwas Gutmütigkeit entlockt. Das Bargeld, das der Vater hinterlässt, wird schließlich gleichberechtigt verteilt.

In ihrer Jugendlichkeit und Offenheit wirkt Lil etwas konträr zu Sebi. Als Einkäuferin fliegt sie regelmäßig nach Indonesien. Das Land, in dem sie fast 10 Jahre zugebracht hatte, war ihr mit seiner Kultur und Sprache sehr vertraut. Im letzten Drittel des Romans folgt Sebi ihr, lässt sich auf das dröhnende Leben und die verschmutzte Luft Jakartas ein und entlässt sich damit selbst für eine Weile aus dem von Enttäuschungen und Familienintrigen geprägten Leben in Budapest. Das Paar ist schweigsam miteinander; die Arbeit Lils im Ungarischen Konsulat nimmt viel Zeit ein, währenddessen widmet sich Sebi seinen philosophischen Studien.

Bewunderung und tiefes Verständnis füreinander begleiten die Jahre in Indonesien, eine Art Ausnahmezustand, der sich wohltuend über das Leben Sebis ausbreitet. Inselausflüge unterbrechen den Alltag, Sebi verfällt erneut in einen kontemplativen Zustand. „Bis ans Ende unserer Leben“ ist ein Buch voller Selbstzweifel, Beschuldigungen, Zwänge, tiefer Verletzungen und Rücksichtslosigkeiten vor der Folie eines Ungarns, das politisch und gesellschaftlich gespalten ist. Die Polarisierung haftet Familien gleichermaßen an wie der öffentlichen Debatte. Die unablässige Fehlbarkeit des Menschen ist die Botschaft dieses großartigen und leicht zugänglichen Romans. Um die Wechselwirkungen im heutigen Ungarn ein wenig mehr zu verstehen, sollte der Roman unbedingt gelesen werden.



Ferenc Barnás

Bis ans Ende unserer Leben.

Roman. Aus dem Ungarischen von Eva Zádor. Verlag Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2022, 512 Seiten, 28,00 Euro.

Eine verworrene Welt

VON INGEBORG SZÖLLÖSI

Wer László Krasznahorkais Roman „Satanstango“ (1985) bis zur letzten Seite gelesen und überlebt hat, dem wird in den „Variationen über letzte Tage“ des in Klausenburg (rum. Cluj, ung. Koloszvár) geborenen Schriftstellers Ádám Bodor ein Déjà-vu-Erlebnis zuteil. Die dreizehn (sic!) Erzählungen, die Eigenständigkeit beanspruchen, aber auch als Kapitel eines Romans gelesen werden können, sind eine Steigerung des Endzeittangos. Bodors makabre Fortsetzung ist 2011 im Ungarischen erschienen – das Jahr 2011 taucht bezeichnenderweise in der letzten Geschichte des Buchs auf und ist die einzige Zeitangabe, doch – statt Orientierung zu bieten – sorgt sie eher für Verwirrung: Auf mehreren Holzkreuzen auf einer Wiese in der Nähe des Ortes Verhovina erscheint die Aufschrift „STLN 2011“. Eine Spur, um dieses Mysterium zu entschlüsseln, legt die vorletzte Geschichte: Lorenz Fabritius, der „aus der Kutte gesprungene Pfarrer“, dem seine evangelische Gemeinde längst abhandengekommen ist, erwägt, einen aus der Besserungsanstalt entlassenen Zögling namens Stelian um die Ecke zu bringen. Er leiht sich beim Ich-Erzähler Adam eine Kettensäge aus. Es ist die einzige Säge, die es in diesem kaum zwei Dutzend Einwohner zählenden Ort gibt. Was genau geschehen ist, erfahren wir allerdings nicht. Wir können es nur erahnen.

Zwar gibt es einen Ort in der Westukraine, der Verhovina heißt, doch ist der Handlungsschauplatz wohl eher ein fiktives Grenzgebiet, in dem seit jeher verschiedene Ethnien, Sprachen und Religionen aufeinandertreffen. Ländergrenzen und -namen haben sich hier im Lauf der Geschichte einige Male geändert. Lediglich die Natur hat Bestand: die „Verhovina“, was in slawischen Sprachen „Berggegend“ bedeutet. In einem Interviewband „A börtön szaga“ (Der Geruch des Gefängnisses) weist Bodor darauf hin, dass die Wahl des Schauplatzes einer Erzählung erst dann „geglückt“ sei, „wenn sich dieser als Gelände erweist, in das sich die Erfahrungen des Autors einschreiben können“ – in seinem Fall: Verfolgung und Verhaftung sowie Elend und Not in kommunistischen Diktaturen. Bodor bevorzugt „die verworrene Welt der Schranken und Stacheldrahtzäune“ sowie „die daraus resultierende Grundstimmung und Lebensanschauung“.

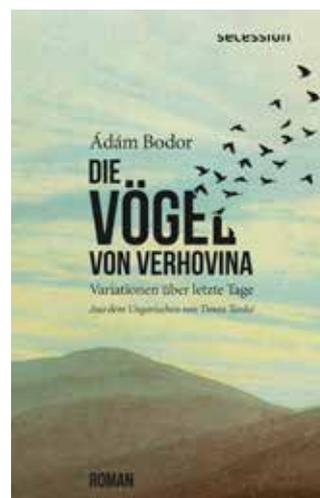
Wenn „Pálinka“ und „Brombeerwein“ es nicht vermögen, die Menschen zu benebeln, dann sind es die stets aufsteigenden Dampfschwaden der faulig riechenden Warmwasserquellen: „Nachts dringen die Gase in unser Gehirn, belagern unsere Träume und wir erwachen im Morgengrauen mit Erinnerungen an Offenbarungen. Aber wir haben uns daran gewöhnt und würden unser Schicksal gegen kein anderes tauschen.“

Die wenigen Menschen, die man „an ihrem Gestank“ erkennt, leben von den Einnahmen, die die

Wasseraufsichtsbehörde durch den Tausch des schwefelhaltigen Thermalwassers generiert. Die Existenz einer Behörde verheißt Ordnung – das jedoch gilt in Verhovina mitnichten: Selbst der Leiter der Behörde, der Brigadier Anatol Korkodus, wird eines Tages verhaftet – und kehrt als Leichnam in einer Pferdekutsche zurück. Das Koch- und Märchenbuch von Eronim Mox war zeit seines Lebens sein einziger Ratgeber. Dieser Schrift hatte er entnommen, dass „Nikita“ der Name für den Tod sei. Als ihm am Himmel ein N erscheint, weiß Anatol: Auf seinen Tod wird er nunmehr festlich gekleidet warten. Mit Palinka und Brombeerwein, versteht sich.

Auch andere Menschen verschwinden urplötzlich: Die Krankenschwester Nika Karanika, die aus dem „fernen Süden“ kommt, wird eines Tages von „irgendwelchen Leuten“ abgeholt. Doch auch jene Bewohner, die bleiben, fallen in ein schwarzes Loch. Die Näherin Aliwanka, die jedem die Zukunft aus Zwirn, Sand und fließendem Wasser lesen kann, hat es leicht – keiner im Ort wundert sich, dass sie vor allem schwarz sieht. Lediglich dem Fräulein Klara Burszen hat sie einen ungarischen Offizier aus Bistritz (rum. Bistrița, ung. Beszterce) in Aussicht gestellt. Seither lässt sich Klara von Adam, dem Ich-Erzähler, aus ungarischen Büchern vorlesen, um sich am Klang der Sprache zu erfreuen, doch weder Adam noch die anderen können Ungarisch. In welcher Sprache sich die Bewohner dieses Unheilorts verständigen, bleibt ein Rätsel – genauso wie der Grund ihres plötzlichen Verschwindens.

Kafkaesk ist Bodors Kosmos. Überall lauert der Abgrund. Und dennoch gibt es – wie in Becketts absurdem Theater – die Hoffnung: „Vielleicht kommt ja jemand und sagt uns, wofür wir hier sind.“



Ádám Bodor

Die Vögel von Verhovina.

Variationen über letzte Tage.

*Roman. Aus dem Ungarischen
Timea Tankó. Secession Verlag
für Literatur, Zürich 2022,*

302 Seiten, 28,00 Euro.

Straßen und Gassen als Träger persönlicher Erinnerungen

VON MARKUS FISCHER

Mit ihrer vor Kurzem unter dem Titel „Mit Erinnerungen gepflastert“ im Ludwigsburger Pop-Verlag erschienenen Anthologie hat die 1948 in Hermannstadt/Sibiu geborene Schriftstellerin Dagmar Dusil, die im Jahre 2017 mit dem Dorfschreiberpreis von Katzendorf/Cața ausgezeichnet wurde, ihrer Heimat- und Geburtsstadt ein literarisches Denkmal gesetzt. In dem Band gab sie siebenunddreißig Autorinnen und Autoren, darunter sich selbst, die Gelegenheit, ihre persönlichen Erinnerungen, die mit Straßen, Gassen, Wegen und Orten der Stadt am Zibin verbunden sind, erstmals schriftlich niederzulegen beziehungsweise vorab oder auch von Neuem zu publizieren. „Die Straßen“, so Dusil im Vorwort zu ihrer Anthologie, „sind die Adern der Stadt und schwemmen Erinnerungen und Erlebtes an oder weg, übergeben all dies der Stadt, und so werden es nicht mehr unsere Erinnerungen sein, sondern die der Stadt. Momentaufnahmen, die Bilder entstehen lassen.“ (S. 5f.)

Die meisten Autoren des Bandes, sind in Hermannstadt geboren, die älteste unter ihnen im Jahre 1929. Fast alle von ihnen sind deutscher Abstammung, aber es haben auch rumänische Schriftstellerinnen und Schriftsteller Beiträge verfasst wie Nora Iuga, Emil Hurezeanu oder die jüngste Autorin des Bandes, die 1970 geborene Angela Baciu. Zwei Autoren, Hannes Elischer und Adrian Ernster, sind vor dem Erscheinen der Anthologie leider verstorben. Alle Autorinnen und Autoren sind in einem ausführlichen biographischen Verzeichnis (S. 391-405) einzeln erfasst und den Leserinnen und Lesern der Anthologie dadurch auch menschlich nahegebracht.

Ein farbiges Foto von Beatrice Ungar auf dem Buchumschlag sowie weitere 34 Schwarzweißfotos aus dem Inneren des Bandes, die von verschiedenen Fotografinnen und Fotografen, darunter auch von der Herausgeberin, stammen, ergänzen die literarischen Erinnerungsbilder um größtenteils aktuelle Straßenszenen, welche Hermannstadt aus dem memorialistischen Raum der Vergangenheit in das aktuelle Ambiente der Gegenwart rücken.

Die Anthologie ist in insgesamt elf Kapitel unterteilt, die neben Straßen von Hermannstadt („Alte Straßen“, „Noble Straßen“, „Straßen der Unterstadt“, „Die schönste Straße Hermannstadt“) auch diverse Stadtteile („Konradwiese und in der Nähe“, „Am Rande der Stadt“, „Im Herzen von Hermannstadt“, „Hinter der Bahnlinie“, „Richtung Josephstadt“) sowie auf Hermannstadt bezogene Erlebnisse („Wege“, „Mit fremdem Blick“) literarisch zur Darstellung bringen. Den Prosatexten des

Bandes vorangestellt ist das Gedicht „Hunsrück“ von Emil Hurezeanu (in der Übersetzung von Georg Aesch), das sich nicht etwa auf das gleichnamige im Westen Deutschlands gelegene Mittelgebirge bezieht, sondern auf die wegen ihrer besonderen Form als ‚Hunsrück‘ so bezeichnete Strada Centumvirilor in Hermannstadt: „*Metaphysisches Formblatt, stets wiederaufgenommen, ergänzt, nie zur Genüge. / Es ist der Name einer Straße im alten Hermannstadt. / Dort versinken die Schritte nicht im Morast weil einen / Die Erinnerung an den trockenen Sommer und den Schnee trägt*“ (S. 11).

Sämtliche in dieser Anthologie vertretenen Texte sind „mit Erinnerungen gepflastert“, seien es Erinnerungen an die eigene Kindheit, Jugend und Schulzeit, seien es Erinnerungen an zeitgeschichtliche Ereignisse wie den Zweiten Weltkrieg oder die Deportation in die Sowjetunion, seien es stadthistorische und städtebauliche Erinnerungen in Form von gut recherchierten und dokumentierten Fakten zur Geschichte Hermannstadts.

Der Beitrag von Manfred Huber, um stellvertretend nur einen der zahlreichen lesenswerten Texte dieser Anthologie zu nennen, befasst sich unter dem Titel „Rendezvous an der Stadtmauer und ‚auff der Wysen‘“ mit dem Areal Harteneckgasse, Honterusgasse und Wiesen-gasse. Den dort Aufgewachsenen prägte sich ein Ereignis aus dem Jahr 2019 „tief in unser Empfinden ein, dass der Sohn der Familie Johannis aus der Zweizimmerwohnung in der Honterusgasse gerade als fünfter Präsident des rumänischen Staates am Großen Ring aufgetreten war und im Cotroceni-Palast in Bukarest residierte. Eine einmalige Geschichte in der ausgehenden siebenbürgisch-sächsischen Ära, mitgeschrieben auch von den Menschen, die ‚auff der Wysen‘ gelebt hatten.“ (S. 321)



Dagmar Dusil (Hg.)

Mit Erinnerungen gepflastert. Eine Anthologie. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2022, 410 Seiten, 25,00 Euro.

„Der Körper des Salamanders“ – unscharfe Einblicke in die Vergangenheit

VON CRISTINA GROSSU-CHIRIAC

Zum ersten Mal im Jahre 2001 veröffentlicht, erschien im Jahr 2022 der Erzählband „Der Körper des Salamanders“ von Julia Schoch bei dtv in einer neuen, überarbeiteten Auflage. Dieser wurde bei der Erstveröffentlichung von der Kritik gut aufgenommen und die Schriftstellerin erhielt für dieses Buch mehrere Preise.

Die zehn Erzählungen unterschiedlicher Länge geben Einblicke in die Vergangenheit der Figuren in der ehemaligen DDR und in Rumänien. Die Protagonisten sind einfache Menschen, mit ihren alltäglichen Gedanken und Problemen, die sich in Umbruchszeiten Mühe geben, zurechtzukommen, sich einzuleben und ihr Leben weiterzuführen. Von Ungewissheit, von Vergangenheit, von Enttäuschungen und verlorenen Träumen erzählen die an Handlungen meistens sparsamen Texte.

Beginnend mit dem titelgebenden Text, aber auch in anderen Erzählungen des Bandes fallen die Wassermotive und -elemente auf: Gewässer, Fluss, Meer, Eiswasser, Wellen, Tropfen, Spiegelungen auf dem Wasser, Fische, feuchte Luft, Boote, Buchten, Stege, Brücken, Nässe, Nebel und so weiter. Das Wasser schafft eine Atmosphäre des Zurückblickens, des Sich-Erinnerns, gibt unscharfe Einblicke in die Geschichte, in die innere Welt der Figuren, in ihre Träume. Dieser Wassereffekt wirkt spiegelnd auch in Bezug auf die Handlung der Erzählungen, die, hart, mitunter tragisch, empfindsam und nostalgisch, manchmal keine leichte Lektüre darstellen. Denn vieles bleibt unklar, im Nebel und im Dunkeln, so wie auch der Buchumschlag andeutet – er ist dunkelblau, neblig, unklar mit zwei geheimnisvollen Lichtern geziert.

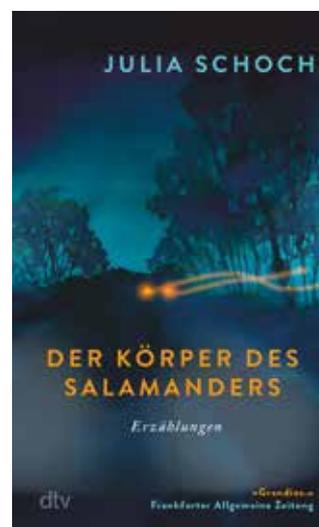
In einer Erzählung geht es darum, wie eine Tochter vom Vater angerufen wird, der Selbstmord begehen möchte und von ihr Abschied nimmt. Dann kommt die Tochter in die Wohnung, „zu spät, was hieß, zum richtigen Zeitpunkt“. Erinnerungen kommen auf, Reflexionen und Kommentare über sein Leben, seine Ordnungsliebe, seinen Beruf beim Militär, über die Vater-Tochter-Beziehung. In der Erzählung „Schlagen im Vorübergehen“ geht es um einen Soldaten, der eigentlich für den Militärdienst nicht taugt und der als Ersatz in einem Camp der Leiterin hilft. Im Camp befindet sich auch seine jüngere Schwester als Gruppenverantwortliche, die sich schämt und nicht zeigen will, dass er ihr Bruder ist. In der Geschichte „Cinema Aurora“ geht es um ein altes Kino, ein ehemaliger „Ort der Kunst“, das mit den Jahren „zu einem Rotlichtkino mutiert“ und verkommt.

Zwei Geschichten spielen in Rumänien: „Boulevard Lips cani Nr. 3“ und „Im Delta“. Die erste erzählt über zwei junge Leute aus Ostdeutschland, die im Bukarest

der Nach-Ceaușescu-Ära unter anderem auf der Suche nach der Weltformel sind. Ihre Erfahrungen mit der rumänischen Sprache, mit dem Milieu, mit den Nachbarn, der rumänischen Polizei entlarven Realitäten im Rumänien der frühen 1990er-Jahre. „Im Delta“ ist ein Text über das Donaudelta, verspricht exotische und vielleicht hoffnungsvollere Aspekte, mutet jedoch auch traurig an und bestätigt den Grundton des Erzählbandes. Von Ungewissheit und Zweifel zeugen die Worte der Hauptgestalt dieser Erzählung, die nicht mehr weiß, warum sie nach Rumänien gekommen ist: „Ich sollte Ihnen etwas mitteilen, dann wollte ich Sie warnen, und nun möchte ich nur noch abreisen“ heißt es in der Geschichte.

Ein herausragender Text dieser Sammlung wäre „Herr Quantitschek will fliegen“. Der ältere „Quanti“ kellnert in einem Café, da er bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohn zur Untermiete wohnt. Früher musste er nichts bezahlen, „aber seit zehn Jahren ist alles teurer geworden“ und er gibt seinem Schwiegersohn die Rente. Dabei ist Fliegen sein plötzlicher Traum geworden. Im Geheimen baut er in seinem Zimmer ein Fluggerät, mit dem er, im Winter, in den Osten fliegen möchte. Seine Sorge ist nur, wie er weiter am großen Flugzeug in seinem Zimmer basteln kann, ohne dass die anderen es bemerken. Das Trinkgeld vom Café – 153 Mark, gespart in eineinhalb Jahren – behält er für Treibstoff. Doch die Familie schickt Quanti in ein Senioren-etablisement.

Der düstere Erzählband bietet mitunter keine leichte Lektüre, aber eine durchaus vergnügliche, er wirft Fragen auf, löst Emotionen aus und bestätigt den Ruf der Autorin als eine der eindrucklichsten Stimmen der deutschen Gegenwartsliteratur.



Julia Schoch
Der Körper des Salamanders.
Erzählungen. dtv, München
2022, 192 Seiten, 12,00 Euro.

Lob der Wurzellosigkeit

VON MAGDALENA VINCO

Die Autobiographie des Politikwissenschaftlers und Soziologen Andrei S. Markovits erzählt von den verschiedenen Stationen seines Lebens, oder wie er selbst schreibt: von der „Lebensgeschichte eines in Rumänien geborenen, Ungarisch sprechenden, in Wien zur Schule gegangenen, amerikanischen Professors jüdischer Herkunft“.

Der 1948 zur Welt gekommene Autor schreibt über seine Kindheit in Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár) in einem bildungsbürgerlichen, Ungarisch sprechenden Haushalt, den frühen Tod seiner Mutter, die Auswanderung nach Österreich und schließlich in die USA. Eine zentrale Rolle spielt dabei sein Vater, dem er dieses Buch auch widmet. Liebevoll beschreibt Markovits die nicht immer einfache Beziehung zu ihm.

Die Vielsprachigkeit und die multikulturelle Geschichte der Stadt Temeswar prägen Markovits, der sich selbst als Kosmopolit bezeichnet, tief. Die Konzepte der Wurzellosigkeit und des Kosmopolitismus stehen in seinem Werk immer wieder im Zentrum. Wurzellosigkeit und Kosmopolitismus sind für Markovits zentrale Begriffe seines Lebens und bedeuten für ihn eine bestimmte Form der Unabhängigkeit und Handlungsfähigkeit. Der kanadische Historiker und Politiker Michael Ignatieff zieht diesbezüglich in seinem Vorwort zum Buch einen interessanten Vergleich in der Haltung zum Exil zwischen Markovits und Vladimir Nabokov.

Schon früh entwickelte Markovits eine große Liebe zu den Vereinigten Staaten von Amerika und zum amerikanischen Englischen. Passenderweise stammt die Einleitung zur deutschen Übersetzung der Autobiographie aus der Feder des deutsch-amerikanischen Romanisten Hans Ulrich Gumbrecht, der mit Markovits die Liebe zum Englischen teilt. Österreich, genauer gesagt Wien, wurde für Markovits nur zu einer ungeliebten Übergangsstation, wo er nur darauf wartete, nach Amerika zu gehen. Dort begann er 1967 in New York ein Studium an der Columbia University und erfüllte sich so seinen Traum. Auf spannende Weise erzählt Markovits von den Studentenprotesten im April 1968, von seiner Zeit am Harvard Center for European Studies, mit welchem er 24 Jahre lang verbunden war und welches für ihn ein Zuhause wurde, und seinem Leben in Ann Arbor, wo er

seit 1999 *Karl W. Deutsch Collegiate Professor of Comparative Politics and German Studies* an der University of Michigan ist.

Besonders für den deutschen Leser interessant ist Markovits Beziehung zu Deutschland, auf welche er ausführlich eingeht. Zum einen hegt er Bewunderung für die Bundesrepublik, zum anderen bleibt in ihm das Gefühl des Unbehagens gegenüber Deutschland.

Andrei S. Markovits bringt dem Leser in seiner Autobiographie ein breites Spektrum seiner Erfahrungen und Interessen näher. Neben der Schilderung seiner akademischen Karriere, widmet er beispielsweise ein ganzes Kapitel seiner Liebe zur amerikanischen Rockband *The Grateful Dead*. Das würde man in einer Intellektuellen-Biographie so nicht erwarten, es unterstreicht aber seine Identifikation als „Deadhead“. Leider verliert er sich in dem Kapitel etwas zu sehr im Detail. Für Leser, die keine Fans der Band sind, ist die Aufzählung der besuchten Konzerte doch etwas zu ausführlich.

Die Stärke der Autobiographie Markovits' liegt, neben der lebendigen Schilderung seiner Familie und der Umwelt, in der Vielfältigkeit seiner Themen und Exkurse. So finden sich neben Ausführungen zum europäischen Judentum, wie etwa zum Konzept des Muskeljudentums von Max Nordau und zur zionistischen Jugendorganisation Hashomer Hatzair in Wien, auch Exkurse zum amerikanischen Collegesport und zur amerikanischen Popkultur.



Andrei S. Markovits
Der Pass, mein Zuhause. Aufgefangen in Wurzellosigkeit.
Aus dem amerikanischen Englisch von Robert Zwarg. Mit einem Vorwort von Michael Ignatieff. Vorwort zur deutschen Ausgabe von Hans Ulrich Gumbrecht. Neofilis Verlag, Berlin 2022, 326 Seiten, 18,00 Euro.

Das Tagebuch von Mirjam Bercovici

„Der Alptraum ist immer noch lebendig“

VON MARIANA HAUSLEITNER

Anlässlich des 99. Geburtstags von Mirjam Bercovici publizierten ihr Neffe und der befreundete Verlagsleiter dieses dünne Büchlein. Es handelt sich um das Tagebuch der mit 18 Jahren nach Transnistrien Deportierten, das bereits 1993 im selben Verlag erschien. Zwei Jahre später gab es der Bukarester Kriterion Verlag unter dem Titel „Jurnal de ghetou“ heraus. Sehr selten konnten deportierte Juden in Transnistrien schriftlich ihre Erlebnisse festhalten. Daher ist dies auch ein wichtiges Dokument.

Mirjam Korber wurde aus Kimpulung/Câmpulung Moldovenesc mit ihren Eltern, Großeltern und der jüngeren Schwester Sylvia deportiert. Sie durften nur Handgepäck mitnehmen und sie hatte ein Heft mitgenommen, das ihr ein guter Freund geschenkt hatte. Die erste Eintragung ins Tagebuch machte sie am 4. November 1941, also kurz nach der Vertreibung. Korber hielt fest, wie alle Juden plötzlich in Viehwaggons verladen und bei Otaci in das vormals sowjetische Gebiet getrieben wurden. Ihre Mutter konnte durch die Kontrollen einen Diamantring schmuggeln und dafür die völlig erschöpften Großeltern in einem provisorischen Altersheim in Moghilev unterbringen.

Ihre Eltern schlossen sich einer Gruppe aus Kimpulung an, welche die überfüllte Stadt verließ und sich in dem kleinen Ort Dschurin gegen Bezahlung bei einheimischen Juden einquartierte. Mirjam notierte, dass sie dort sehr beengt mit anderen Familien ohne elektrisches Licht und ohne Toiletten lebten. Ihre Eltern konnten einige Kleidungsstücke aus dem Gepäck den Bauern verkaufen und mussten im ersten eisigen Winter nicht hungern. Im Februar 1942 betrauerte Mirjam den Tod ihrer Großeltern. Im Frühjahr notierte sie, dass sie als Juden nicht auf dem Feld arbeiten dürften. Im Juni erkrankte der Vater an Typhus, für seine Verpflegung gab die Mutter einen großen Teil ihres Geldes aus. Mirjam trug ein: „Im Winter hatten wir noch Vorräte zu Hause. Jetzt sind auch sie weg, und wir sind wie ermattet, so erschöpft fühlen wir uns.“ Im Juli erhielten sie zum ersten Mal Post von Verwandten aus Botoșani, die ihnen mitteilten, dass sie ihnen bereits im April Geld geschickt hätten. Im August gelangte dieses Geld zu ihnen. 1943 notierte Mirjam nur noch selten etwas, da sie zuerst Gelbsucht bekam, dann die Mutter Gallenankfälle. Der Vater bekam für Reparaturarbeiten Lebensmittel. Sie fanden ein Zimmer bei der hilfsbereiten ukrainischen Familie Zaberata. Mirjam erteilte einem ukrainischen Juden Englischunterricht und er brachte ihr Russisch bei. Die Eintragungen enden am 10. Oktober 1943 mit der Notiz, dass der Vater zu einem Arbeitseinsatz mit unbekanntem Ziel verschleppt wurde.

Im Nachwort schreibt Erhard Roy Wiehn, dass Mirjam, ihre Eltern und ihre Schwester im Frühjahr 1944 nach Rumänien zurückkehrten. Sie studierte und wurde Kinderärztin. Im Vorwort von 1993 schrieb Mirjam Bercovici: „Nur leider ist der Alptraum noch immer lebendig, besonders in letzter Zeit, und er quält sehr oft nicht nur meinen Schlaf, sondern auch mein Wachsein.“ Damals hob ihr Neffe Andrei Corbea Hoișie hervor, dass dieses Tagebuch zeige, wie die Vertriebenen sich zwischen unheilbarer Entmutigung und dem Hoffnung stiftenden Lebenswillen zu entscheiden hatten.

In der Einleitung zur Neuausgabe schreibt der Hochschullehrer Corbea-Hoișie, dass über diese Erfahrungen seiner Tante und Mutter jahrzehntelang nur in der Familie gesprochen werden konnte. In der kommunistischen Ära war die Beteiligung der rumänischen Armee am Angriff auf die Sowjetunion ein Tabu. Erst in den 1990er-Jahren wurden in Rumänien einige Dokumente und Zeitzeugnisse über die Vertreibung der Juden nach Transnistrien publiziert. Nachdem die 2003 einberufene Internationale Historikerkommission den rumänischen Holocaust untersucht hatte, akzeptierte die Bukarester Staatsführung, dass in dem von der rumänischen Armee kontrolliertem Gebiet während des Zweiten Weltkrieges zwischen 280.000 und 380.000 Juden umkamen. Diese Zahlen sind auch in dem rumänischen Lehrbuch enthalten, das für den Wahlunterricht zur Geschichte der Juden erstellt wurde.

Historiker fanden in den Archiven Rumäniens und der Ukraine neue Quellen wie etwa beschlagnahmte Briefe der Deportierten aus Transnistrien. Solche Zeugnisse wie auch dieses Tagebuch von Mirjam Bercovici können nun das kollektive Bewusstsein erweitern.



**Andrei Corbea Hoișie,
Erhard R. Wiehn (Hg.)**
*Ich will leben. Eine Hommage
an Dr. med. Mirjam Bercovici
Korber zum 99. Geburtstag im
September 2022. Hartung-Gorre
Verlag, Konstanz 2022,
104 Seiten, 19,80 Euro.*

Eine Bilanz während einer neuen Zeitenwende

VON MEINOLF ARENS

33 Jahre sind seit der Wende von 1989, die auch Rumänien so nachdrücklich prägen sollte, vergangen. Im Angesicht einer neuen Wendezeit, die mit dem Angriff Russlands auf die Ukraine im Februar 2022 einsetzte und die sich wiederum auch auf Rumänien in noch nicht absehbarem Ausmaß auswirken wird, ist das im Jahr 2022 von D.-M. Mariş und A. Lorenz herausgegebene Kompendium eine brauchbare Bilanz zur Genese des politischen Systems in Rumänien nach Innen und Außen zwischen 1989 und 2022. D. Müller skizziert die rumänische Politik in Europa von der Zeit um 1800 bis in die Gegenwart. Seit den Europareisen des von der Aufklärung inspirierten Bojaren C. Golescu, der damit eine erste innerrumänische Debatte über ihren Platz auf diesem Kontinent auslöste und die seither wirkmächtige Vorstellung der Notwendigkeit einer „nachholenden Entwicklung“ aufwarf, kann von rumänischer Europapolitik gesprochen werden.

S. und G. Pickel betrachten Demokratieentwicklung und politische Kultur in Rumänien seit 1990. Weiterhin sei die Gesellschaft in zwei „Lager“ gespalten: Eine von westlichen Lebensmodellen ausgehende, urbane, jüngere Bevölkerungsgruppe, deren Vorstellungen erheblich auf individuelle Erfahrungen im Westen zurückzuführen sind, und eine andere weiterhin von Elementen einer bis in die frühe Neuzeit zurückreichenden Untertanenkultur. Beide Gruppen eint eine tiefsitzende Skepsis gegenüber den politischen Eliten und ein geringes Vertrauen in die Funktionsfähigkeiten der staatlichen Verwaltung auf allen Ebenen. A. Gyöngy analysiert in ihrem Beitrag die selektive und noch nicht abgeschlossene Aufarbeitung zweier Diktaturen in Rumänien im Rahmen von innerrumänischen Deutungskämpfen und Europäisierungsdruck. Gyöngy zeigt auf, wie tief die Geschichtspolitik in Rumänien bis etwa 2005 mit Vorstellungen aus den ersten acht Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verwoben war. Erst durch den massiven Druck von außen und einen zeitgleichen Generationenwechsel in den Geschichtswissenschaften setzte eine Umdeutung der Geschichte Rumäniens zu Themen wie Eiserne Garde, dem Regime Antonescus etc. ein. R. Stoenescu beleuchtet die ambivalente und langsame Entwicklung der rumänischen Zivilgesellschaft nach 1989. Ursache dafür sei ein ausgebliebener beziehungsweise zeitlich verzögerter Elitenwechsel gewesen. Dynamischer sei die Entwicklung hin zu einer demokratischen Gesellschaft erst durch den EU-Beitritt geworden, wie sich an den gewaltigen Protestbewegungen gegen Korruption in den vergangenen Jahren aufzeigen lässt. Wichtig für diese Entwicklung seien die Erfahrungen der jüngeren Generationen durch Migration in den Westen Europas. M. Dragomir widmet sich der Rolle der Medien in der sich ausformierenden Demokratie Rumäniens. Klientelismus, Korruption und symbiotische Zusammenarbeit mit der Politik sind auch im rumänischen Falle die zentralen Plagen der Medien.

R. T. Göllner analysiert die Verfassungsentwicklung Rumäniens und dabei die Frage nach ihrer überfälligen Reformfähigkeit

im Rahmen der Normen der EU. Alternativ sei die Erstellung einer neuen Verfassung eine alle Seiten befriedende Alternative. S. Miscoiu analysiert die rumänische Parteienlandschaft seit 1990 als eine Abfolge von Fusionen, Auflösungen, der stetigen Umgestaltung von Programmen und Wechsel bei Koalitionsbildungen. Quer durch die gesamte rumänische Gesellschaft gibt es das System stabilisierende Faktoren, die sicher durch den russischen Angriff auf die Ukraine verstärkt werden: Eine breite Popularität und Akzeptanz von EU und NATO als Garanten für wirtschaftliche Weiterentwicklung und Schutz vor einem weiteren Ausgreifen Russlands. M. Balan beleuchtet Kompetenzkonflikte zwischen Präsident, Parlament und Regierung. In den unterschiedlichen Amtszeiten von Präsident und Regierung sowie zu stark personalisierten Parteiführungen werden zwei Wurzeln für diese Dauerkonflikte gesehen. A. Iancu widmet sich dem Thema der unabhängigen Justiz in Rumänien und der damit zusammenhängenden politischen Polarisierung. Kaum ein Thema löst in der rumänischen Öffentlichkeit höhere Emotionen aus als die Frage nach der Unabhängigkeit der Justiz. A. A. András widmet sich der rumänischen Außenpolitik nach 1989 und sieht hier die Entwicklung von einem *policy taker* zu einem *policy shaper*. Als aktiver Partner im NATO-Bündnissystem wächst die Bedeutung Rumäniens angesichts der Bedrohung aus Moskau stetig. Zusätzlich steigt die Relevanz von Bukarest für EU und NATO auch auf regionaler Ebene bedingt etwa durch Zerwürfnisse beider Institutionen mit Ungarn.

A. Dachin betrachtet die Entwicklung der rumänischen Wirtschaft nach 1989 unter dem Dach der EU. Trotz schwierigster Ausgangsbedingungen durch jahrzehntelange ideologiegeleitete Misswirtschaft gelang etwa nach dem Jahr 2000 ein Wirtschaftsaufschwung, der sich nach dem EU-Beitritt durch Modernisierung und Innovationen rasch beschleunigte und bei breiten Schichten der Bevölkerung zu einer wesentlichen Verbesserung ihrer ökonomischen Situation führte. Die immer engere Verflechtung der rumänischen Wirtschaft mit dem EU-Raum erwies sich als Schlüssel für diese Erfolgsgeschichte. Ob durch die Folgen der Coronapolitik und des russischen Angriffs auf die Ukraine diese Phase endet, ist offen. D. Sandu untersucht die regionalen Unterschiede innerhalb Rumäniens in Bezug auf wirtschaftliche Entwicklung, Migration und dem Feld der *good governance*. Wie in den vergangenen Jahrhunderten haben sich die Unterschiede zwischen Regionen in der Walachei etc. und andererseits des Banats und Siebenbürgens nicht verringert, und es ist keine Änderung auszumachen. Weiter existente mentale Unterschiede von erheblichen Teilen der Bevölkerung spielen für diesen Zustand eine wichtige Rolle.

Astrid Lorenz, Daniela-Maria Mariş (Hg.)

Das politische System Rumäniens. Entwicklung und Herausforderungen in Europa. Springer VS, Berlin 2022, 284 Seiten, 59,99 Euro.

Eine foto-künstlerische Mahnung

Der *Mineriada* auf der Spur

VON MARTIN JUNG

Im letzten Teil seiner Trilogie über Rumänien fokussiert der Foto-Künstler Anton Roland Laub auf die *Mineriada*, also die gewaltsamen Ereignisse vom Juni 1990 in Bukarest: Bergarbeiter (rum. *miner*) aus dem Schilltal (rum. *Valea Jiului*) kamen in die rumänische Hauptstadt, prügeln dort die letzten Reste vornehmlich studentischer Demonstranten von der Straße, machten Jagd auf Personen, die sie für Intellektuelle hielten, und verwüsteten „nebenbei“ die Zentralen oppositioneller Parteien und Presseorgane. Die Personengruppen, gegen die sich die Gewalt der Bergarbeiter richtete, verband eine kritisch-gegnerische Haltung zu Ion Iliescu und der „Front der Nationalen Rettung“, die aus den ersten Parlaments- und Präsidentschaftswahlen vom Mai 1990 klar als Sieger hervorgegangen waren, und denen frühzeitig Verrat an der Revolution vom Dezember 1989 und eine Aufrechterhaltung kommunistischer Machtstrukturen vorgeworfen wurde.

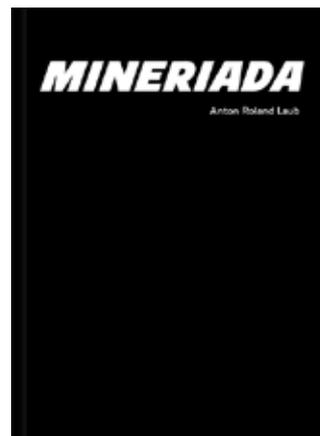
Einen direkten Bezug zum gewaltsamen Charakter der *Mineriada* stellen in einer Art Prolog zehn farbige Polaroid-Fotos her, die der Vater des Autors im Juni 1990 aufgenommen hat. Sie zeigen brennende oder ausgebrannte Busse, verwüstete, in Rauchschwaden gehüllte Straßen und Menschen, die das Geschehen beobachten. Die Gewalt, so wird deutlich, spielte sich am helllichten Tag und in aller Öffentlichkeit ab; die Bergarbeiter allerdings sind nicht im Bild eingefangen und bleiben unsichtbar.

Weiter gliedert sich das Buch in drei Teile. Den ersten und umfangreichsten Teil bilden Fotografien von Laub aus den Jahren 2014 bis 2022. Der zweite Teil umfasst zwei kurze Begleittexte: Während Sonia Voss vor allem die Ästhetik von Laubs Fotografie kommentiert und das Buch in sein Werk einordnet, umreißt Lotte Laub den historischen Kontext der Ereignisse von Mitte 1990. Den Abschluss des Buches bildet ein Epilog mit vier weiteren Fotos von Anton Roland Laub.

Mit seinen Fotos, die „anders als die Polaroid-Fotos, ganz in Schwarz-Weiß gehalten sind und ohne Menschen auskommen, dokumentiert Laub eine Reise, die in Straßburg beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte beginnt, ihn über Bukarest ins Schilltal führt und im Epilog in Bukarest endet. Von Straßburg dort angekommen verharrt der Autor zunächst im Hotel Intercontinental, von wo der Universitätsplatz als zentraler Schauplatz der Gewalt gut zu sehen ist. Anschließend führt ihn der Weg durch Bukarest, wobei seine Fotos nur teilweise Bezüge zur *Mineriada* herstellen. Dies ist etwa bei gewaltsam eingedrückten Gitterstäben eines Kellers der Fall oder bei einem beschädigten Helm für Sportarten

wie Baseball oder Skateboarding, der stilistisch an Bergbau erinnert. Eindeutig wird der Bezug hingegen bei der Wandaufschrift „Piața Tien Anmen II“ an der Fakultät für Architektur, die eine unmittelbare Analogie zwischen der *Mineriada* und der gewaltsamen Niederschlagung der chinesischen Demokratiebewegung im Juni 1989 auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking herstellt. Ebenso eindeutig ist der Bezug bei einem Graffiti, das an Punkt 8 der Erklärung von Temeswar/Timișoara vom März 1990 gemahnt, nach dem kommunistischen Aktivisten die Übernahme von politischen Ämtern in den ersten drei Legislaturperioden verwehrt werden sollte – eine Forderung, die sich auch die Demonstrierenden auf dem Bukarester Universitätsplatz zu eigen machten.

Von Bukarest begibt sich Anton Roland Laub per Zug ins Schilltal, nach Petroșani. Er schlägt damit den umgekehrten Weg zu den Bergarbeitern ein, die im Juni 1990 ebenfalls per Zug von dort nach Bukarest kamen. Die Aufnahmen aus dem Schilltal sind nebelverhangen, zeigen eine zerklüftete, bewaldete, wild erscheinende Landschaft. Dies steht im Gegensatz zu geradlinig und klar strukturierten Aufnahmen von Gleisanlagen samt Oberleitungen oder verfallenden Streckenbegrenzungen. Insgesamt entsteht ein recht düsteres, aber auch geheimnisvolles Bild vom Schilltal. Den Abschluss bildet ein Foto vom Bahnhof in Petroșani, in dessen Fenster eine Fahne der Europäischen Union hängt. Ebenso ironisierend erscheint im Epilog das Foto eines Schaukastens des Tribunals Bukarest: Die einzige Mitteilung ist heruntergerutscht und nicht mehr zu lesen. Es scheint, als sei die Anklage für die Gewalt während der *Mineriada* fallen gelassen worden – entgegen der Aufforderung des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte von 2014 an Rumänien, in dieser Sache für Aufklärung zu sorgen. In diesem Sinne erscheint das Fotobuch von Anton Roland Laub als foto-künstlerische Mahnung.



Anton Roland Laub
Mineriada. Kehrler Verlag,
Heidelberg 2022, 160 Seiten,
29,00 Euro.

„Im Zweistromland am Schwarzen Meer“

VON PAULUS ADELGRUBER

Die neue Auflage des Standardwerks von Ute Schmidt (erste Auflage 2008, Übersetzungen in englischer, rumänischer und russischer Sprache) hat bei überwiegend gleichem Fließtext einige Ergänzungen zu bieten.

Die Geschichte der deutschen Bauernkolonisten im Russischen Reich beginnt mit Zarin Katherina II., in Bessarabien dann mit dem Manifest von Alexander I. im Jahr 1813, das den Zuzug der „Warschauer Kolonisten“ nach sich zog. Die Lebensbedingungen im „Zweistromland am Schwarzes Meer“ waren zunächst elend, viele kamen u. a. durch Seuchen ums Leben. Zwischen 1814 und 1842 gelang die Gründung von 25 Mutterkolonien, denen bis zum Ersten Weltkrieg 55 Tochterkolonien und weitere Siedlungspunkte (Weiler, Gutshöfe) folgten. Im Jahr 1930 siedelten 90 Prozent der Deutschen in 102 Kleinstädten und Dörfern, in denen sie mehr als die Hälfte der Bevölkerung stellten – in den meisten Dörfern waren es sogar mehr als 80 Prozent (S. 246). In Nachbardörfern lebten Ukrainer, Moldauer, Russen, Bulgaren und Gagausen. Juden waren vor allem in den Markflecken stärker vertreten, so in Tarutino, Arzis und Sarata. Durch die Aussiedlung der fast gesamten deutschen Minderheit im Herbst 1940 – betroffen waren 93.500 Personen – fand die Geschichte dieser Gruppe ein abruptes Ende.

Besonders anschaulich beleuchtet Schmidt das innere Leben der Siedlungen, Selbstverwaltung, Bildungswesen und die religiösen Traditionen. Besonders in religiöser Hinsicht gab es eine große Vielfalt – so etwa chiliastische und „separatistische“ Bewegungen, die sich von ihren Stammkirchen entfernten und egalitär-urchristliche Werte vertraten, wie im Fall der Siedlung Sarata mit ihrem charismatischen Prediger Iganzen Lindl. Um die verdächtige Zelle im Keim zu ersticken, intervenierte sogar Fürst Metternich bei Alexander I. Der „Illuminat“ (Metternich) Lindl musste Russland 1823 verlassen.

Die neue Auflage bringt erneut reiches historisches und aktuelles Bildmaterial, wobei der Anteil der farblichen Abbildungen gestiegen ist. Bei den verbliebenen Schwarz-Weiß-Fotos fiel der Druck teilweise zu dunkel aus. Das Fotomaterial zur heutigen Ukraine und Moldau wurde aktualisiert.

Zu größeren inhaltlichen Ergänzungen kam es erstens im Abschnitt zum „multiethnischen Bessarabien“, und zwar in Bezug auf die jüdische Bevölkerung (S. 255-259, 267-269). Unter anderem wird der Pogrom von Kischin-jow (1903) nun detaillierter dargelegt. Dazu kommt eine

Seite über das jüdische Leben in Tarutino (vgl. hierzu auch Beiträge in den Jahrbüchern des Bessarabiendeutschen Vereins von 2022 und 2023). Der Pogrom führte indirekt auch zum Rücktritt des langjährigen deutschen Bürgermeisters Karl Schmidt, ihm ist ebenso ein neuer Abschnitt gewidmet (S. 373f.).

Zweitens wird nun ein differenzierterer Blick auf die an NS-Deutschland ausgerichtete „Nationale Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien“ (S. 301-310) geworfen. Besonders bei den in Deutschland ausgebildeten Jungakademikern fiel die – bald in zwei Lager gesplittete – Bewegung auf fruchtbaren Boden. Ein deutliches Zeichen dafür war das Jugendtreffen 1933 in Tarutino mit 760 Teilnehmern. Schmidt geht nun der zweifelhaften Rolle von Gauleiter Otto Broneske genauer nach, dem es nach 1945 durch Intrigen gelang, den Vorsitz der Landsmannschaft zu erlangen (S. 348-352). Neu erwähnt wird zudem die Praxis der Euthanasie von Behinderten und Kranken aus dem Sarataer Alexanderasyl.

Drittens finden wir am Ende des Werks das aktualisierte Kapitel „Bessarabien nach 1940 bis heute“, das einen soliden Überblick über die Entwicklungen in der Republik Moldau und in der Ukraine gibt (S. 353-381). Hier finden auch die Erinnerungskultur mit „Erinnerungstourismus“ und die zahlreichen Hilfsinitiativen und bilateralen (Schul-)Projekten Erwähnung. Ein Lapsus unterläuft der Autorin bei der Passage über das Diorama im Historischen Museum von Chişinău. Es zeigt nicht, wie behauptet, die Zerstörung der Stadt durch die Sowjets beim Rückzug 1941 (auch der Prozentsatz der Zerstörung ist zu hoch angesetzt), sondern die Kesselschlacht von Jassy-Kischin-jow von 1944 (S. 372). In Summe besticht die Qualität der Darstellung inklusive des reichen Foto- und Quellenmaterials auch in der Neuauflage auf voller Linie.



Ute Schmidt
Bessarabien. Deutsche Siedlungen am Schwarzen Meer.
3., aktualisierte und überarbeitete Ausgabe. Deutsches Kulturforum Östliches Europa, Potsdam 2023, 428 Seiten, 19,80 Euro.

Quo vadis, Romania?

VON RENATE NIMTZ-KÖSTER

„Man kommt durch. Meistens zumindest.“ Das Motto, das in Rumänien für fast alle Lebensbereiche gilt, veranschaulicht gleichnishaft eine Autofahrt, die Birgit van der Leeden in Nordsiebenbürgen überstanden hat. Zunächst auf sogenanntem „Semiasphalt“, dann über einen holprigen Feldweg, von Schlagloch zu Schlagloch, endete die Tour vor einem Hügel. „Nici o problemă. Drum bun“, kein Problem, gute Fahrt, wünschen dort freundliche Männer. Und tatsächlich überwindet das Auto den Kamm des Hügel und auch noch einen Graben, um schließlich heil zur ordentlich asphaltierten Straße zu gelangen.

Das gesamte rumänische Straßenbild sei eine Metapher für den Entwicklungsstand des Landes, schreibt die Autorin: Ganz rechts laufen zwischen den Dörfern immer noch viele Fußgänger, die von Pferdefuhrwerken und Radfahrern überholt werden. Eine Art Rangordnung gebe es auch unter den PKW. Neben den alten Autos rasen auf einer unsichtbaren vierten Überholspur die neureichen Fahrer.

Sieben Jahre lang hat die von 2013 bis 2020 in Rumänien berufstätige Autorin ihr Gastland erkundet, mit einer Aufmerksamkeit, die ein sachliches, kritisches, dabei doch von Zuneigung geprägtes Porträt ergeben hat: „Rumänien, armes reiches Land“ beschreibt ein Paradoxon, das Hoffnungen und Sorgen gleichermaßen auslöst. Die Analyse der Widersprüchlichkeiten ist reich an Details. Dass Van der Leeden auch literarisch tätig ist, macht ihre durchaus distanzierte Betrachtungsweise auch zu einem sprachlichen Vergnügen.

Quo vadis, Romania? In 12 Kapiteln versucht die Autorin Antworten auf diese Frage zu geben. Zahlreiche Farbfotos illustrieren den Band – manche jedoch im Briefmarkenformat zu klein geraten.

Jedes Kapitel ist mit einem Zitat überschrieben, das den Ton des jeweiligen Themas anschlägt. „Das ist das Land der Ruhelosigkeit...“ etwa, aus einem Gedicht von Ana Blandiana, überschreibt das Kapitel „Leben unter erschwerten Bedingungen“. Zeilen von Iris Wolff stehen dem Kapitel „Kontrastreicher Naturraum von besonderer Schönheit“ voran: „Es war ein ganz anderer Umgang mit der Natur. Es war damals, als habe man zum Wachsen und Blühen der Bäume dazugehört“. Oder eher sarkastisch Hans Magnus Enzensberger von 2006: „Noch vor fünfzehn Jahren waren die Rumänen die reinsten Hungerkünstler. Unvorstellbar. Und heute... Sie sehen ja, was hier los ist. Ein Wirtschaftswunder wie in alten Zeiten.“

Die Vielfalt des Naturraums Rumäniens und seiner Kulturen bilden den Auftakt des Buches: Für kein anderes europäisches Land habe die International Union for Conservation of Nature der UNESCO so viele Merkmale

einer „gemischten Kultur- und Naturlandschaft von besonderer Schönheit“ ausgewiesen wie für Rumänien. Wilde Pfingstrosen und Großtrappen gehören zu den europäischen Raritäten. Meisterlich gelingt es Van der Leeden, das kontrastreiche Klima des Karpatenlandes ins Bild zu setzen. Auf den mafiosen Raubbau in den rumänischen Wäldern, dem mittlerweile jeder zweite Baum zum Opfer fällt, geht die Autorin im Kapitel „Erwachendes Umweltbewußtsein“ ein.

Nach dem Streifzug durch Rumänien, wie es sich Reisenden erschließen kann, ist der Großteil des Buches der Erfahrungswelt derer gewidmet, die dort leben. „Die Vorurteile und Denkstereotypen gegenüber Rumänien sind so immens wie die Begrenztheit des Wissens über dieses Land“, klagt auch diese Rumänienkennerin. Dem abzuhelpen, leistet sie einen stattlichen Beitrag, gründlich recherchiert, im Positiven wie im Negativen.

Auffällig ist in beiderlei Hinsicht eine allgemeine Gelassenheit, deren Übergang zur Nachlässigkeit die Autorin „fließend“ nennt. Beispiele aus dem offensichtlich selbst erlebten Alltag: Ein defekter Hausalarm wird ständig ohne Not aktiviert, auch in den Nächten, über Jahre. Kabel hängen von Strommasten herab. Fahrerlose Autos parken bei laufenden Motoren. Aber: „Die Rumänen bewahren Ruhe und Gelassenheit und genießen das Leben trotz aller Widrigkeiten.“ Ungeduld würde nichts bessern, so leidet man auch solidarisch miteinander. In einer modernen Klinik in Hermannstadt/Sibiu etwa liegen bei der Physiotherapie Männer und Frauen dicht an dicht und halb entkleidet auf ihren Liegen und erleiden die Behandlung der anderen mit. Das stört nicht, im Gegenteil, man tauscht sich munter aus und spricht sich Mut zu.

Von Anschaulichkeit geprägt sind auch die mit Zahlen gründlich ausgestatteten gesellschaftlich-politischen Kapitel, ob über „Abwanderung und Arbeitsmigration – eine klaffende Wunde“, über den weiten „Weg zum heutigen rumänischen Staat“, über den „Multiethnischen Großraum“ oder „Das allseits beklagte Bildungswesen“.

Mehrere Anhänge sind dankenswerte Ergänzungen, so die rumänischen, deutschen und ungarischen Bezeichnungen der Ortsnamen, ferner ein Quellenverzeichnis und Literaturhinweise sowie eine Karte des Landes. Unter den literarischen „Persönlichkeiten im Bereich der Kultur“ allerdings fehlt jemand: Panait Istrati, dessen Bruder-Schwester-Geschichte „Kyra Kyralina“ ihn 1924 zum internationalen Bestsellerautor machte.

Birgit van der Leeden

Rumänien, armes reiches Land. Schiller Verlag, Bonn, Hermannstadt 2022, 296 Seiten, 24,80 Euro.

Das Banat und seine konfessionelle Vielfalt

VON TOBIAS WEGER

Im Kulturhauptstadtjahr 2023 soll in Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár) eine Tagung die konfessionelle Vielfalt im Banat thematisieren. In deren Vorfeld ist in der „Deutsch-Rumänischen Theologischen Bibliothek“ ein zweisprachig gehaltener Sammelband erschienen, der christliches Leben, Geschichte und Kultur im Banat in unterschiedlichen Facetten vorstellt. In den Band führen die Herausgeber, der rumänisch-orthodoxe Metropolitan des Banats, der Bischof der römisch-katholischen Diözese Temeswar und zwei evangelische Pfarrer, ein. In zwei Hauptabschnitte gliedern sich die nachfolgenden Beiträge – zu landeskundlichen, geschichtlichen und aktuellen Aspekten des Banats sowie zu einzelnen Kirchengemeinschaften in Vergangenheit und Gegenwart.

Der Geograf Wilfried Heller präsentiert die naturräumlichen Gegebenheiten, die Geschichte der ländlichen und städtischen Siedlungen sowie die Bevölkerung der Region (S. 27–38). Einige dieser Aspekte vertieft der Soziologe Anton Sterbling, der insbesondere auf die „Randlage“ des Banats abhebt (S. 39–63). Die Ethnien im Banat behandelt die serbische Romanistin Ksenija Knežević und setzt dabei den Akzent auf die rumänische und die serbische Bevölkerung (S. 64–82). Diese Ausführungen ergänzt Jürgen Henkel mit einem historischen Abriss zu den Banater Schwaben (S. 83–109), während Anton Sterbling sich mit Lebenswelten und religiösem Widerstand im Kommunismus auseinandersetzt (S. 110–134).

Im kirchenbezogenen Abschnitt sind die Zugänge der einzelnen Autoren asymmetrisch: Der Theologe Alin Cristian Scridon steuert einen historischen Überblick zur Rumänisch-Orthodoxen Kirche im Banat (S. 137–186) bei. Demgegenüber setzen die Beiträge zur Römisch-Katholischen Kirche erst in der Nach-Wende-Zeit ein, mit einem Überblick über das religiöse Leben der Jahre 1990–2010 von Claudiu-Sergiu Călin (S. 187–218) und zur Pastoral der Diözese Temeswar in den Jahren 2000–2021 von Zsolt Szilvági (S. 219–239). Mit der Geschichte der unierten Christen der Griechisch-Katholischen Kirche befasst sich Alexandru Mesian (S. 230–253), während die deutschen Gemeinden der Evangelischen Kirche A. B. ausführlich von Georg Schmidt, Walther Sinn und Jürgen Henkel vorgestellt werden (S. 254–301), ergänzt von Juraj Dušan Vanko um den Aspekt der slowakischen Protestanten in Vergangenheit und Gegenwart (S. 302–332). Im Anhang finden sich noch zwei kurze Aufsätze zu den rumänisch-orthodoxen Eparchien von Arad und Karansebesch (rum. Caransebeș, ung. Karansebes) (S. 335–345) sowie zur evangelischen

Kirchengemeinde von Arad (S. 346–353). Ein 24-seitiger Bildteil visualisiert mit Hilfe anschaulicher Farbfotografien die Aussagen der einzelnen Texte. An den unterschiedlichen Formen und Gestaltungen der Kirchen lässt sich nicht nur konfessionelle Pluralität ablesen, sondern auch die Hierarchie von Dorf- und Stadtkirchen innerhalb der einzelnen Glaubensrichtungen.

Der Band eignet sich, nicht zuletzt dank seines ökumenischen Bestrebens, Banat-Reisenden eine erste Hilfestellung zum Verständnis der konfessionellen Pluralität in der Region zu geben. Dennoch seien auch einige nicht unwesentliche Kritikpunkte vorgebracht: Die Herausgeber sind wie viele Banat-Autoren vor ihnen dem Habsburger-Mythos verfallen – als habe es vor der imperialen Neuordnung der Region ab 1718 nicht auch bereits christliches Leben im Banat gegeben. Die Rolle der mittelalterlichen Diözese Tschanad (rum. Cenad, ung. Csanád) oder die Bedeutung einzelner Geistlicher wie des zu Lebzeiten in ganz Europa berühmten Franziskanermönchs und Predigers Pelbart von Temeswar (1430–1504) wären durchaus ein eigenes Kapitel wert gewesen. Die katholische Kirchengeschichte vor 1989 wird ohnehin in diesem Buch weitgehend ignoriert, was ihrer tatsächlichen Bedeutung keinesfalls gerecht wird. Eine auf die Gegenwart bezogene Gesamtchau des christlichen Lebens im Banat hätte auch die zahlreichen Freikirchen mitberücksichtigen müssen. Pentekostale Christen, Baptisten und Adventisten gehören heute zur konfessionellen Landschaft dieser Region, auch wenn sie von den etablierten Kirchen häufig nicht wahrgenommen oder lediglich als „Sekten“ abgetan werden. Statistische Angaben zu den Zugehörigkeiten zu einzelnen Konfessionen nach den für das gesamte 20. Jahrhundert vorliegenden Volkszählungsdaten könnten allgemeine soziale und politische Prozesse in diesem Zeitraum veranschaulichen, etwa Migrationen, Konversionen, Repressionen, Religionsnähe beziehungsweise -ferne. Möglicherweise wird ja die im Vorwort angekündigte Tagung in Temeswar einige Leerstellen füllen, die der besprochene Band bei der Lektüre noch zurücklässt.

Ioan Selejan, József-Csaba Pál, Hermann Schoenauer, Jürgen Henkel (Hg.)

Christentum und kirchliches Leben im Banat in Geschichte und Gegenwart – Creștinismul și viața bisericească din Banat în trecut și în prezent (Deutsch-Rumänische Theologische Bibliothek – Biblioteca teologică germano-română, 12). Editura Schiller Verlag, Bonn, Sibiu 2022, 355 Seiten, 24,90 Euro.

Soziologische Aufklärung in eigener Sache

VON MATTHIAS BAUER

Zwischen der alltäglichen Erfahrung der Lebenswelt und der wissenschaftlichen Betrachtung der Gesellschaft als Systemzusammenhang besteht ein Bruch, der mitunter als Widerspruch oder Gegensatz auftritt. Das soziale Geschehen nimmt sich in der Perspektive der Personen, die in dieses Geschehen verwickelt sind, anders als für Soziologen aus, die von einer übergeordneten Warte aus auf durchgängige Verhaltensmuster, institutionelle Rahmungen oder Unterschiede achten, die zwischen verschiedenen Teilsystemen der Gesellschaft bestehen. Wer beide Blickwinkel, den lebensweltlichen aufgrund authentischer Erfahrungen und den gesellschaftswissenschaftlichen dank entsprechender Ausbildung, einnehmen, beim Erklären auseinanderhalten und beim Beschreiben zugunsten erhöhter Anschaulichkeit ineinander blenden kann, kann zu weitreichenden Einsichten gelangen.

So verhält es sich jedenfalls bei Anton Sterbling, Mitbegründer der „Aktionsgruppe Banat“ und habilitierter Soziologie, Schriftsteller und Wissenschaftler. Sterbling ist Zeitzeuge und zugleich geübt in jener Beobachtung zweiter oder dritter Ordnung, die auf der affektiven und intellektuellen Distanzierung von persönlicher Betroffenheit beruht. Die zwölf Aufsätze, die er nun in einem Band – aufgliedert in drei Abteilungen – vorgelegt hat, gelten, stets am Beispiel des Banats, dem Wechselspiel von kultureller Erinnerung, kollektiver Identität und Mythenbildung, dem Trauma der Deportation oder den Dilemmata der Aussiedlung sowie den Eigenarten der rumäniendeutschen Literatur unter Nicolae Ceaușescu. In der Regel gehen die Aufsätze von einem autobiographischen respektive phänomenologischen Befund aus, betten diesen Befund in den theoretischen Diskurs der Gesellschaftswissenschaften ein und betreiben so, um einen Buchtitel von Niklas Luhmann abzuwandeln, Soziologische Aufklärung in eigener Sache. Stets gibt Anton Sterbling Rechenschaft über den persönlichen Hintergrund seiner Ausführungen, bevor er einen Befund analysiert, spezifiziert und kommentiert, ohne darüber zu vergessen, was ein System für den einzelnen bedeutet, mit ihm oder ihr macht und, wie in Rumänien 1989/90 geschehen, an persönlichen wie an kulturellen Beschädigungen hinterlässt.

Obwohl so manche Erklärung mehrmals vorgebracht wird, weil der Band zu verschiedenen Anlässen entstandene Einlassungen versammelt und der theoretische Begriffsapparat endlich ist, lohnt die Lektüre. Denn Anton Sterblings Einlassungen verhalten sich dialogisch und relativierend zu dem, was über das Banat, die Deutschen in Rumänien und die rumäniendeutsche Literatur andernorts geschrieben steht. Da sich der Autor auch in eigener Sache kritisch zu jeder Form der Verklärung oder Verdrängung, der Legendenbildung und Komplexitätsreduktion verhält, gewinnen die Leser ein differenziertes, historisch nuanciertes, facettenreiches Bild.

Das gilt vor allem für die subtile Auseinandersetzung mit den Problemen der Aussiedlung und den Bedenken, die sie weckte, aber auch für den Rückblick auf die „Aktionsgruppe Banat“, deren Macht und Wirkung „paradoxaerweise durch ihre erzwungene Auflösung und die in deren Folge gleichsam exemplarisch sichtbar gewordenen unterdrückerischen Züge des extrem nationalistischen, spätstalinistischen Ceaușescu-Regimes“ (S. 337) bedingt war. Sehr lesenswert sind zudem Anton Sterblings Ausführungen zur Poetik dieser Gruppe, die erkennen lassen, wie intensiv sich ihre Mitglieder mit den Avantgarde-Bewegungen der Moderne beschäftigt hatten und wie gut die Literaturbildung an der deutschsprachigen Abteilung des Lyzeums in Großsanktnikolaus/Sânnicolau Mare gewesen sein muss, in dem die Anfänge zu ihrer künstlerischen Tätigkeit gelegt wurden.



Anton Sterbling
Das Banat, die Deutschen aus Rumänien und die rumäniendeutsche Literatur (Banater Bibliothek, 22), Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V., München 2022, 345 Seiten, 18,00 Euro.

Eine kleine Stadtgeschichte Temeswars

VON GILLES DUHEM

„Ils ont tiré sur les enfants!“ Sie haben auf die Kinder geschossen! Nach 33 Jahren hallt dieser Satz nach wie vor im Kopf des Verfassers dieser Zeilen wider, sobald der Name Timișoara fällt. Er lebte damals noch in Paris, und im Fernsehen liefen kurz vor Weihnachten 1989 unscharfe und verwackelte Bilder der dramatischen Anfänge der rumänischen Revolution. Wo lag bloß dieses bitterkalte und graue Timișoara (dt. Temeswar, ung. Temesvár, serb./kroat. Temišvar, türk. Temeşvar), von dem er zum ersten Mal hörte? Und warum sprachen so viele aufgeregte Bürger dort sehr gut Französisch?

Ein Blick ins Lexikon – damals war an Wikipedia und Co noch nicht zu denken – lieferte erste Antworten über diese Stadt, die plötzlich aus der Versenkung hinter dem Eisernen Vorhang heraustrat. Sie waren bei Weitem nicht so detailliert und didaktisch gegliedert wie die vor Kurzem erschienene kleine Stadtgeschichte von Temeswar.

Für den geneigten Leser ist der von den beiden Autoren, Konrad Gündisch und Tobias Weger, streng chronologisch gewählte Ansatz zwar nicht originell, aber wohltuend, um sich in den Wirrungen (und was für Wirrungen!) der Geschichte Temeswars einigermaßen zu recht zu finden.

Römer, Goten, Hunnen, Awaren, Rumänen, Ungarn, Osmanen, Juden, Deutsche, Serben, Österreicher, ja sogar Franzosen und, und, und: Ein schwindelerregendes Wechselspiel an Kulturen, Sprachen, Religionen, Kriegen, Zerstörungen, Wiederaufbauphasen und Einflüssen herrschte jahrhundertlang in und um Temeswar. Es prägte nicht nur die Stadt bis heute, sondern auch die Region – Temeswar ist die Hauptstadt des Banats – im heutigen westlichen Rumänien nachhaltig.

Jenseits der bekannteren Kapitel der Temeswarer Geschichte, allen voran die Habsburger Zeit (1683-1918), die aus Temeswar „Klein-Wien“ machte, und die Ansiedlung der „Schwabens“ im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, behandelt das Buch zwei Aspekte, die gewöhnlich als besonders verrufen gelten.

Das interessante Kapitel über das osmanische Temeswar (1552-1716) zeigt, dass nicht alles schlecht für die Stadt und ihre Bewohner unter der Herrschaft Konstantinopels war. Vor allem achtzig Jahre Frieden (1606-1683) waren zu jener Zeit in Europa ein großes Privileg. Man denke dabei unter anderem an den Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) oder an die Kriege des Sonnenkönigs, die zeitgleich Westeuropa verwüsteten.

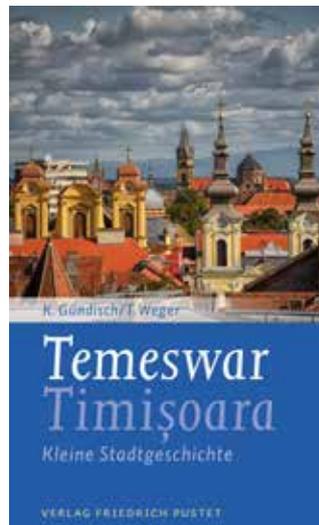
Mit den Universitätsbauten von Aurelia und Hans Fackelmann (einem Banater Schwaben) werden qualitätsvolle architektonische Zeugnisse aus der Zeit des Sozialismus und der Moderne ins richtige Licht gerückt und wiederentdeckt. Für den Besucher des Kulturjahres lohnt

sich ein Abstecher zum Hochschulcampus jenseits der vielen Veranstaltungen, die die Stadt bis Ende des Jahres anbieten wird, und der Bewunderung nun sanierter Barockbauten.

Sachlich und präzise, faktenreich, ohne langatmig zu werden und vor allem ohne großes Vorwissen voraussetzen: Es ist den Autoren gelungen, viele Informationen in einer kondensierten und unterhaltsamen Form zu vermitteln. Keine schwere Kost also, sondern ein handliches Büchlein, das ein treuer Begleiter der Besucher der Kulturhauptstadt auf einer schattigen Café-Terrasse am *Piața Victoriei*, der beliebtesten Flaniermeile Temeswars, umgangssprachlich *Corso* genannt, werden könnte.

Diese allgemeine Stadtgeschichte ergänzt übrigens sehr glücklich das Werk von Getta Neumann „Auf den Spuren des jüdischen Temeswar“, das in den DRH (2/2022) bereits besprochen wurde.

Einziges Manko: Das dürftige beziehungsweise abwesende Kartenmaterial frustriert oftmals den Leser. Ohne Karten oder zumindest Skizzen und Schemas kann man definitiv das äußerst komplexe und immer wieder neu zusammengewürfelte Südosteuropa nicht verstehen. Bis auf eine schematische Darstellung der Innenstadt im Anhang und einige für die Orientierung wenig brauchbare Illustrationen fehlt es an Karten, die verraten, wo Temeswar in Rumänien beziehungsweise in Europa überhaupt liegt, wo Temeswar in Österreich-Ungarn lag, in welchen wechselhaften geographischen und nationalen Kontext die Stadt überhaupt immer wieder eingebettet war. Es ist wirklich schade, zumal das Vorsatzblatt dafür hätte verwendet werden können. Zwei oder drei einfache, Schwarz-weiß-Darstellungen würden reichen, um zu der Verortung des Lesers wesentlich beizutragen, ohne die Druckkosten zu sprengen. Das sollte als eine Anregung für eine zweite Auflage verstanden werden.



**Konrad Gündisch,
Tobias Weger**
*Temeswar/Timișoara. Kleine
Stadtgeschichte.* Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2023,
152 Seiten, 16,95 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Janka Vogel

Beisitzer Dr. Raluca Fritsch

Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Mona Vintilă

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Wilhelm-Gericke-Str. 17a
13437 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: